

WALTER LÜTHI

# Maleachí

antwortet den  
Verzagten



# Digitalisierung

Mit freundlicher Genehmigung der Nachkommen des Verfassers (Rechteinhaber).

## Eingelesenes Original:

Titel: Maleachi antwortet den Verzagten  
Autor: Walter Lüthi  
Verlag: Friedrich Reinhardt, Basel  
Erste Auflage: Keine Angabe (1948)  
Aktuelle Auflage: Keine Angabe

## Digitale Ausgabe:

Hans Käser, Bern, Schweiz - Version 2022/12  
Dateiname: luethi-maleachi.pdf

## Rechtliches

Die Digitalisierung und die Verbreitung dieses Werkes im Internet bedeutet keineswegs, dass nun auch die Urheberrechte aufgehoben wären. Die Richtlinien für die neue Form der Nutzung und Verbreitung dieses Werkes sind lizenziert auf der Grundlage einer



### **"Creative Commons-Lizenz 4.0"**

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Aus diesen Lizenzbestimmungen möchten wir folgenden Grundsatz unterstreichen: ***Das Dokument darf vervielfältigt und verbreitet werden, aber ausschliesslich zu nicht kommerziellen Zwecken und unter der Bedingung, dass Inhalt (einschliesslich der Angaben zu Digitalisierung, Rechtlichem und Lizenz), Aufbau, Gliederung und Wortlaut dem unter <http://walter-luethi.ch/> veröffentlichten Original entsprechen.***

## Zitate:

Zitate müssen entsprechend gekennzeichnet werden: Autor, Buchtitel, Untertitel; Herausgeber, Dateiname und Version der digitalen Ausgabe<sup>1</sup>; Zudem: Seitenangabe(n); Lizenzangabe: Creative Commons-Lizenz: CC-BY-NC-ND (Link oben).

## Die Absicht dieser Lizenz:

Das angestrebte Ziel besteht darin, einerseits die Texte von Walter Lüthi einer möglichst breiten Leserschaft kostenlos zugänglich zu machen, aber sie gleichzeitig bestmöglich vor jeder Art von Veränderung, Fälschung oder auch Kommerzialisierung zu schützen.

Hans Käser in Absprache mit den Rechteinhabern

---

<sup>1</sup> Solange der Link zum Dokument funktioniert, genügt dieser für Autor, Buchtitel, Untertitel; Herausgeber, Dateiname und Version der digitalen Ausgabe:  
<http://walter-luethi.ch/predigtbaende/luethi-maleachi.pdf>

# Inhalt

VORBEMERKUNG.....	6
DER BOTE .....	MALEACHI 1,1.....7
DAS ERSTE GESPRÄCH: „WOMIT HAST DU UNS LIEB?“ .....	MALEACHI 1,2-5....11
DAS ZWEITE GESPRÄCH: „BIN ICH NUN VATER, WO IST MEINE EHRE?“ .....	MALEACHI 1,6-14....20
DAS DRITTE GESPRÄCH: „UND NUN IHR PRIESTER, DIESER SPRUCH GILT EUCH“ .....	MALEACHI 2,1-9....30
DAS VIERTE GESPRÄCH: „HABEN WIR NICHT ALLE EINEN VATER?“ .....	MALEACHI 2,10-16....40
DAS FÜNFTE GESPRÄCH: „ODER WO IST DENN DER GOTT DES GERICHTS?“ .....	MALEACHI 2,17 - 3,5....52
DAS SECHSTE GESPRÄCH: „ICH BIN DER HERR UND HABE MICH NICHT GEÄNDERT“ .....	MALEACHI 3,6-12....62
DAS SIEBENTE GESPRÄCH: „SIEHE, ES KOMMT DER TAG“ .....	MALEACHI 3,13-24....74

## **Maleachi antwortet den Verzagten**

Es ist eine schriftgetreue Auslegung von Vers zu Vers dieses „letzten“ Propheten. Maleachi, der Bote Gottes, lebte in einer Zeit der religiösen Auflösung und des dadurch bedingten Zerfalls des Ehe- und Familienlebens, ja der sozialen Ordnung überhaupt. Der Quell dieses Prophetenwortes ist vor Pfarrer Lüthi aufgesprungen, und er gibt der Gemeinde weiter, was ihm dabei geschenkt worden ist an Mahnung und Züchtigung, mehr noch an Stärkung und befreiendem Ausblick und Durchblick. Maleachi, der Bote Gottes, spricht direkt zu uns, er redet „zur Lage“. Seine Botschaft zielt ganz auf uns selber, das heisst auf uns als Glieder der Gemeinde und als Angehörige des Volkes. So wird diese Auslegung zum rechten evangelischen Trost- und Trutzbüchlein für die Verzagten. Es ist freilich kein leichter und süsser Trost, den es spendet, dazu ist es viel zu sehr ausgerichtet auf das Kreuz und die Wiederkunft Christi. Aber gerade das brauchen wir! Es sollen viele, es soll vor allem die fragende und wach gewordene Jugend darnach greifen!

## Vorbemerkung

Auf den Kirchensonntag hin, der in der Bernischen Landeskirche je am ersten Sonntag im Februar stattfindet, pflegt der Synodalrat jeweilen ein zu behandelndes Gesamtthema auszugeben. Dies Jahr galt die besondere Aufmerksamkeit unserer obersten Kirchenbehörde der «Jugend von heute und morgen». Dabei wurde im Zirkularschreiben auf das bekannte Bibelwort hingewiesen, das am Schluss des Propheten Maleachi steht und dort lautet: «Siehe, ich will euch senden den Propheten Elia, ehe denn da komme der grosse und schreckliche Tag des Herrn. Der soll das Herz der Väter den Söhnen und das Herz der Söhne den Vätern wieder zuwenden, dass ich nicht komme und das Land mit dem Bann schlage.» Die Auslegung dieses Wortes zog notwendigerweise die Lektüre des Kapitels, und schliesslich des ganzen Prophetenbuches nach sich. Daraufhin habe ich den Versuch unternommen, in der sonntäglichen Predigt die nicht eben leicht zugängliche Botschaft des Propheten Maleachi den Menschen von heute zu vermitteln. Man hatte den Eindruck, die Gemeinde sei, trotz der Anforderungen an den Hörer, bis zum Schluss mitgegangen. Was hier im Druck vorliegt, ist, mit wenig Auslassungen und Hinzufügungen, die Predigt, die in der Zeit vom 25. Januar bis zum 27. Juni 1948 an sieben Sonntagen gehalten wurde. Seit meinem Abschied von der Ökolampad Gemeinde in Basel im Frühjahr 1946 ist dies nun die erste Veröffentlichung von in Bern gehaltenen Predigten, gleichsam eine erste Gabe an die neue Gemeinde. Mitzuteilen ist noch, dass die Übersetzung der Texte sich diesmal, freilich nicht durchwegs, an die Zürcher Bibel hält.

Bern, Ende Juli 1948, der Verfasser

## Der Bote

*«Weissungsbotschaft. Wort des Herrn über Israel durch Maleachi.» Maleachi 1,1*

Der Unbekannte, der hier «Maleachi» genannt wird, hat in der ersten Hälfte des fünften vorchristlichen Jahrhunderts gelebt. Das war um die Zeit der Rückkehr Israels aus der Babylonischen Fremdlingsschaft. Maleachi scheint zwar am Wiederaufbau des Tempels und der Stadt nicht direkten Anteil zu haben; bedeutsam aber ist sein Beitrag zur geistlichen Auferbauung der Gemeinde. Die Worte Maleachis zeigen uns eine Gemeinde, die in ihren geistigen Voraussetzungen verstört und in ihrer Glaubensgrundlage erschüttert ist. In Jerusalem ist die Auflösung des gottesdienstlichen Lebens bis zu jenem Grad fortgeschritten, da es klar wird, dass nur noch Gottes Langmut den Untergang zu verhindern vermag. Diesem Zustand der Gottesdienste entspricht folgerichtig der gleichzeitige Zerfall des Ehe- und Familienlebens; die soziale Ordnung überhaupt scheint dem Zusammenbruch nahe. So bekommt man bei der aufmerksamen Lektüre dieses Buches den Eindruck, die ganze Wirksamkeit des Propheten bewege sich im Rahmen einer kümmerlichen Verelendung. Da sind keine weltpolitischen Vorgänge zu verzeichnen, wie etwa in den Tagen Jesajas und Jeremias. Zu Spannungen zwischen «Thron und Altar», im Ausmass wie etwa Elia oder Amos sie auszuhalten hatten, fehlt im Tagewerk Maleachis die Gelegenheit. Es ist — wie wenn kein Format vorhanden wäre — eine Zeit der geringen Dinge. Und doch ist auch solch eine «kleine» Zeit vor dem grossen Gott gerade so wert geachtet, dass er sie einer Botschaft würdigt. Und wenn wir auch den Namen des Mannes, der diese Botschaft ausrichtet, nicht kennen — genügt es nicht, dass er vor Gott einfach «Maleakhi», das ist «Mein Bote», heisst? Eine Zeit ist weder klein noch verloren, solange Gott ihr einen «Maleakhi», einen «Boten», erweckt.

Die Leute, zu denen der «Bote» gesandt ist, nennen wir bewusst nicht «Mühselige und Beladene», sondern «Verzagte». Sie nähern sich jener gefährlichen Reife, da die Klage in Anklage umschlägt, Trübsal in Trotz gegen Gott sich verhärtet, und das Elend zur Revolte sich erhebt. Ihr Elend hat jedenfalls gründlich aufgehört, menschlich noch irgendwie harmlos oder gar sympathisch zu sein. Die Härte menschlichen Urteilens ist derartigen Leuten gegenüber, mit denen ein Maleachi es hier zu tun hat, schnell und hart mit dem Urteil bereit, sie seien nicht nur arm, sondern obendrein auch noch frech. Ihr Glaube ist vom Zweifel zerfressen und ist ausser Stande, ihnen noch ein moralischer Halt zu sein. Ihre Geistesverfassung ist ähnlich derjenigen der Gemeinde, an die im Neuen Testament etwa der auch anonyme und auch sonst geistesverwandte Hebräerbrief gerichtet ist. Sie gehören «zu denen, die da weichen und verdammt werden». Ja, das letzte Buch der Heiligen Schrift, die Offenbarung des Johannes, redet von demoralisierten Frommen, die ihren Glauben wegwerfen und feig verleugnen.

Luther nennt sie in seiner milden Übersetzung «Verzagte». Sie bewegen sich am Rande des feurigen Pfuhls und stehen in der schauerlichen Gefahr, das ewige Leben zu verlieren (Offenb. 21,8). Derart «Verzagten» begegnen wir bei Maleachi. Diesen Verzagten aber, diesen Menschen in äusserster, ewiger Todesgefahr, hat Gott einen Boten gesandt. Gott will nicht den ewigen Tod. Maleachi ist Botschafter des Gottes, der den Verzagten zuspricht, dass sie leben sollen. Dass Gott auch noch Verzagten einen Boten schickt, ist reines Vatererbarmen, Erbarmen, das vom ewigen Tod erretten kann und will. Sollte am Ende der Verfasser unseres Prophetenbuches deswegen so geheimnisvoll «mein Bote» heissen, weil damit ganz besonders eindeutig auf Jesus Christus, auf jenen Einen soll hingewiesen sein, der nun freilich mehr ist, als ein Bote der ewigen Vaterliebe? Ist darum das Buch Maleachi, das da im Alten Testament an letzter Stelle steht,



anonym, damit hier umso heller jener eine Name aufleuchte, der alle Namen übertrifft?

Von hier aus fällt ein starkes Licht auf die überaus eigenartige Form der Wirksamkeit gerade dieses Propheten. Wir meinen ja nicht, Gott zeige uns hier eine besondere oder gar die einzig richtige Methode, wie man mit Verzagten reden soll. Aber es muss doch auffallen, dass wir den «Boten» nicht auf einer Kanzel und nicht auf einem Katheder über dem Gemeindevolk stehen sehen, wir sehen ihn mitten unter den Leuten. Die Form seiner Botschaft ist weder die Predigt noch der Lehrvortrag, sondern das Gespräch. Ohne viel Mühe können im ganzen sieben solcher Gespräche unterschieden werden. Es werden hier Fragen gestellt und beantwortet, Einwände erhoben und widerlegt. Bald sind es die Leute, die ihre Fragen und Zweifel vorbringen, bald ist es der Prophet, der ihre Fragen aufgreift, sie entweder beantwortet oder sie ihnen unbeantwortet als Gegenanklage zurückgibt. Dabei hinterlässt er keinen Augenblick den Eindruck eines Apologeten, wie wenn er Gott gleichsam verteidigen und rechtfertigen müsste. Es ist nicht die Sorge um Gott, sondern die Sorge Gottes um die Seelen der Verzagten, die hier das Wort führt. «Maleachi antwortet den Verzagten», aber er tut es schlicht als «Bote». So tief beugt sich der grosse Gott zu uns Menschen, dass er sich die Mühe nimmt, durch seinen Boten den Leuten Red und Antwort zu stehen, um ihrer etliche aus dem Pfuhl der Verzagtheit herauszuziehen. Wir stehen hier ganz nahe bei Jesus, dessen Umgang mit den Verlorenen dann in besonders menschenfreundlicher Weise die Form des Gesprächs annahm; wir erinnern an das Gespräch Jesu am Brunnen oder über Tisch, sein Gespräch in der Sturmnacht, seine häufigen Gespräche unterwegs. In Jesu Nähe entpuppten sich alle Menschen als Verzagte. Und er, der Herr, hat sie des Gesprächs würdig erachtet! Sind wir nicht von allem Uranfang an zu Gesprächspartnern Gottes erschaffen?

Und nun kann man kaum anders, als mit angehaltenem Atem davon Kenntnis nehmen, dass am Anfang der Gespräche des Gottesboten mit den Verzagten die erstaunlichen Worte stehen:

«Ich habe euch lieb, spricht der Herr.»

## Das erste Gespräch: „Womit hast du uns lieb?“

*<sup>2</sup> Ich habe euch lieb, spricht der Herr. Ihr aber fragt: «Womit hast du uns lieb?» Ist nicht Esau Jakobs Bruder? spricht der Herr, und doch habe ich Jakob lieb, <sup>3</sup> Esau aber hasse ich. Darum mache ich sein Gebirge zur Einöde und sein Erbteil zur Wüste. <sup>4</sup> Wenn Edom spräche: Wir sind zwar zerstört, aber wir bauen die Trümmer wiederum auf, so spricht der Herr der Heerscharen also: Sie werden bauen, ich aber werde niederreißen; und man wird sie nennen Land des Frevels, Volk, dem der Herr immerdar zürnt. <sup>5</sup> Eure Augen werden es sehen, und ihr selbst werdet sagen: Gross ist der Herr über Israels Grenzen hinaus! Maleachi 1,2-5*

Sie können es nicht begreifen, dass Gott sie liebt. Wer will ihnen das verargen? Wer ist denn hier kein Verzagter? Es besteht ja doch keine Ursache, die für Gott zwingend wäre, dass er uns liebt! Umgekehrt wären tausend Gründe denkbar, dass er uns nicht liebte. Wenn dieses Buch mit den Worten begänne: «Ich hasse euch, spricht der Herr», wir würden es nur zu gut begreifen. Aber nun steht das andere da — seit 2500 Jahren steht es schon da am Eingang des Buches Maleachi, das Gotteswort, das der Mensch in seiner Verzagtheit immer wieder nicht zu fassen vermag: «Ich habe euch lieb, spricht der Herr».

Warum er uns das nun einfach so sagt? Frag nicht, warum! Niemand hat ihn dazu aufgefordert, niemand hätte ihn zu nötigen vermocht, es hat ihn auch niemand darum gebeten. Aus freien Stücken, aus sich selber heraus hat er uns geliebt. Bei ihm, nicht bei uns ist der Grund zu suchen. Es ist das unergründliche Geheimnis seines Erbarmens, dass Gott überhaupt zu uns redet, und wenn er nun gar so mit uns zu reden anfängt. Oder haben wir damit schon zuviel behauptet? Müssten wir uns nicht einfach damit begnügen zu sagen: Er liebt uns, weil er uns liebt! Er liebt uns, weil er Gott ist. Das

ist der Grund, sei uns Grund genug. Der Ruf kommt wie von weit, weit her, wie von einem unsichtbaren Ufer herüber. Die Verzagten hören es wie durch die Nacht: «Ich habe euch lieb, spricht der Herr».

Greifen wir nicht zu hurtig darnach! Es ist manchmal verdächtig, wenn wir zu leichtzünftig vom lieben Gott reden. Derjenige, der da letzthin in einem Briefe schrieb, er habe «den lieben Heiland 25 Mal in seinem Zimmer aufgehängt», war vielleicht eine kindliche Seele ohne Falsch, vielleicht aber war er ein frommer Frechdachs, jedenfalls ein Verzagter ist er nicht. Wer zu heimelig vom lieben Gott plaudert, vergisst leicht, was es Gott kostet, der liebe Gott zu sein und wer die Leute sind, denen er zuspricht: «Ich habe euch lieb». Es hat den Einbruch Gottes in die selbst verzagte Seele eines Propheten gebraucht. Es hat der Himmel zerreißen müssen und Gottes Mund sich öffnen müssen; und Gottes Wort hat ergehen müssen, und Gott hat sich Gehör verschaffen und einen Menschenmund sich leihen müssen, um sein Wort hier auf der Erde vernehmlich zu machen. Wie die Sonne mit den Wolken ringt und manchmal tagelang eine Öffnung sucht um durchzudringen und das Herz eines regentraurigen Menschenkindes zu treffen, so hat das grosse Wort vom Himmel auf die Erde sich durchkämpfen müssen, das Wort, das da am Eingang des Maleachibuches steht. Und man bedenke doch, dass solch ein Zuspruch ergeht an Leute, deren Urvater der Totschläger Kain ist und deren Stammvater Jakob, der seinen Bruder und Vater betrog! Es sind Menschen, welche ihre Herkunft nicht verleugnen können, welche die Kennzeichen von Brudermord und Vaterbetrug an sich tragen, an die hier das Wort ergeht: «Ich habe euch lieb». Es sind jedenfalls Leute, die allen Grund hätten, vor Gott zu zittern. Und dabei ist es nicht etwa ein Versehen, dass der Bote irrthümlicherweise an die falsche Haustüre geraten wäre, nein, er ist an die rechte Adresse gekommen, er richtet es am rechten Orte aus, dass Gott sie liebt. Denn der Herr, der

diesen Boten sendet, täuscht sich nicht. Gott weiss gar wohl, dass er es hier mit Verzagten zu tun hat. Und dennoch hat er es durch allen Stacheldraht menschlichen Trotzes und durch allen Schlamm und Schleim menschlicher Verzagtheit hindurch, aus dem Munde seines Boten ausrichten lassen: «Ich habe euch lieb».

Man beachte: Maleachi ist nach der jetzigen Anordnung das letzte Buch des Alten Testaments. Das Wort von der Liebe aber, das da am Eingang dieses letzten Buches steht, ist bezeichnend für das ganze Alte Testament. Im Alten Testament redet der gleiche liebe Gott wie im Neuen. «Gott ist Liebe» nicht erst im 1. Johannesbrief, denn Gott ist der Vater Jesu Christi von Anfang an. Vom 1. Mosesbuch bis hin zu Maleachi kann der Inhalt dessen, was Gott zu uns Menschen redet und mit uns tut, nicht zutreffender zusammengefasst werden als in den drei Worten, die da am Anfang des Kapitels stehen: «Ich liebe euch».

Wenn es uns doch geschenkt würde, dies Wort in Vollmacht zu reden und in Vollmacht zu hören! Dass doch diese Botschaft unter uns prophetisch bliebe! nicht zur Historie, oder zur korrekten Lehre, oder zur unverbindlichen Erbauung herabsänke! Dass es doch wie glühende Kohlen an unsere Lippen und über unsere Häupter käme! Dass es heiss und kalt uns durchdränge, dass es uns durch Mark und Bein ginge! Dass man einen Hauch davon verspürte — es ist nicht irgendeiner, es ist kein geringerer als der Herr, der hier spricht: «Ich habe euch lieb!»

«Ihr aber sprecht: Womit hast du uns lieb?» Es sind nun leider gar nicht Erstaunte, die auf den Zuspruch Gottes hin hier reagieren, sondern es sind ja eben Verzagte, und das heisst immer auch ein wenig Trotzige. Verzagtheit und Trotz, sie wohnen nah beieinander, ist doch «des Menschen Herz ein trotzig und verzagt Ding, wer mag es ergründen?» Sie horchen keineswegs auf. Sie vermögen nicht in ehrfürchtiges

Schweigen sich zu hüllen, noch brechen sie aus in mühsam verhaltenen Jubel. Nein, dass Gott sie liebt, das haben sie ja schon manches Mal gehört. Sie haben das auswendig gelernt, als sie noch Kinder waren. Mindestens fünfundzwanzig mal fünfundzwanzigmal hängt es in ihren Köpfen und in ihren Herzen, dass Gott sie eigentlich liebt. Wozu gehört man denn sonst zu den Söhnen Abrahams, Isaaks und Jakobs, wenn nicht dazu, dass Gott einen liebt! Als Erben Jakobs nennen sie sich kurzerhand «Jakob». Und sie bilden sich nicht wenig darauf ein, Erben Jakobs zu sein. Und dass sie es sind, und sie sind es ja auch tatsächlich, das empfinden sie nicht als Wunder der Gnade, sondern als ihr verbrieftes Recht und Verdienst. Sie sind der «wahre Jakob». Dass sie «Jakob» sind, das ist ihnen zum Standpunkt geworden, von dem herunter sie auf Esau, den Verworfenen, d. h. auf die Nachkommen Esaus, auf die Edomiter, hinunterschauen.

Aber nun geht es ja ihnen, den Söhnen Jakobs, tatsächlich nicht ihrer Herkunft entsprechend, nicht «standesgemäss». Sie leben in Armut und Kümmerlichkeit. Wohl sind sie aus Babylon ins Gelobte Land zurückgekehrt. Aber, wären sie doch besser im Exil verblieben! Sie sind mittellos. Mühsam genug geht der Aufbau des Tempels und der Stadt voran. Und was an Aufbau erstet, ist derart kümmerlich, dass die Erinnerung an die vorigen Zeiten lautes Weinen auslöst. Ist das nun das Erbe Jakobs? Ist das nun deine Liebe, Gott? Liebst du die Deinigen so? Es ist etwas vom Trotz und von der Verzagtheit des Volkes in der Wüste, als es wider Mose und Aaron murrte und nach den Fleischtöpfen Ägyptens sich sehnte, was in der Gegenfrage der Verzagten hier laut wird: «Womit liebst du uns?» Dem gegenüber Esau, die Nachkommen Esaus, die Edomiter, sie sind hereingebrochen ins Gelobte Land und haben den Erbbesitz Jakobs vom Süden her bis nach Hebron herauf besetzt. Und sie spielen jetzt die Kriegsgewinnler. Sie können bauen. Sie haben Bretter, Balken und Nägel genug und Steine, soviel sie nur wollen. So

leben die Edomiter, die verworfenen Nachkommen Esaus, herrlich und in Freuden, die Söhne Jakobs aber sind täglich gedemütigte Rückwanderer. Ihr Schema und ihre Rechnung, wonach es den Söhnen Jakobs gut und den Nachkommen Edoms schlecht gehen müsste, will in aller Welt nicht mehr stimmen. Sie sind drauf und dran, an Gottes Verheissungen irre zu werden und können sein Weltregiment nicht mehr begreifen. Enttäuscht, entmutigt und verbittert heischen sie auf die Botschaft Gottes «ich liebe euch», heraus, und es ist Wermut und Galle darin, wenn sie fragen: «Womit hast du uns lieb?» Wir aber müssen nicht bis ins fünfte vorchristliche Jahrhundert zurückkehren, auch uns liegt die Frage heute merkwürdig locker auf den Lippen, die nach Gottes Liebe fragt. Gott sagt uns, dass er uns liebt. Wir aber fragen zurück: «Wo ist sie, deine Liebe?» Ich hörte es einst von den schon blauen Lippen eines Sterbenden: «Ich glaube nicht mehr an Gott. Ich habe in meinem Leben, in der nächsten Verwandtschaft, zu viel harte Todesfälle gesehen. Ich glaube nicht mehr an einen lieben Gott.» Tatsächlich: Wenn es keine Liebe gibt, dann gibt es keinen Gott. Das Wesentliche an ihm ist die Liebe. Ein Gott ohne Liebe wäre kein Gott mehr. Die Zahl der Zeitgenossen ist gross, die jetzt so weit sind, dass sie an der Liebe Gottes und darum folgerichtig an Gott selber irre sind. Unabsehbar gross ist der Chor derer, die heute einstimmen in die Frage der verzagten JakobsKinder zu Maleachis Zeit: «Womit liebst du uns?» Wo ist sie denn, deine Liebe? Wo ist ein Beweis dafür, dass du uns liebst?

Liegt nicht ein Stück kindischen Eigensinns darin, dass wir uns immer wieder nach allen Seiten nach Gottes Liebe umschauen? Dass wir Gottes Liebe suchen, wo sie gar nicht zu finden ist? Gottes Liebe ist doch nicht überall zu finden, sondern an ganz bestimmten Orten, eben dort, wo Gott sie uns will finden lassen. Eben nicht nach allen Seiten sollen wir uns nach ihr umschauen, sondern in einer bestimmten

Richtung sollen wir Ausschau halten nach ihr. Man muss den Verzagten und Verwirrten, die sich in den Kopf gesetzt haben, Gottes Liebe überall finden zu wollen und die sie dann begreiflicherweise nicht finden, zurechthelfen wie Kindern, denen man einen Gegenstand in der Ferne zeigt, indem man sie auffordert, nicht ungeduldig und in nutzloser Nervosität rund herum zu schauen, sondern nach einer bestimmten Richtung zu blicken. Man streckt dann etwa den Arm aus und fordert sie auf, der ausgestreckten Hand entlang zu sehen, oder «über jenen Baumwipfel», oder «rechts von jener Telefonstange hin». So gilt es jetzt, der ausgestreckten Hand des Propheten entlang in die Ferne zu blicken. Er zeigt auf Christus hin. Dort ist Gottes Liebe. Verlier keine Zeit, sie anderswo zu suchen. Es wäre vergebene Liebesmüh. Die eindeutige Antwort auf die Frage: «Womit liebst du uns?» wird schliesslich lauten: «Also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn dahingab» — mit Christus liebt er uns.

Es ist ja merkwürdig, dass gerade da, wo wir Menschen nach Liebe rufen, unser Eigenwille am härtesten dabei sein will. Wo es um die Liebe Gottes geht, gerade da kommt der Empörer und Rebell am mächtigsten obenauf in unseren Herzen. Wir möchten nämlich, dass Gott uns so liebt, wie wir wollen. Fehlt nicht viel, so schreiben wir Gott gar vor, wie er uns zu lieben habe, wo, wann und durch wen oder was. Durch eine komfortabel eingerichtete Welt musst du uns lieben. Durch einen gesunden Leib hast du mich zu lieben. Durch einen angenehmen Familienkreis, durch wohlgeratene Kinder hast du mich zu lieben. Durch einen Beruf, der mir volle Befriedigung bietet, hast du mich zu lieben. Und wenn du mich nicht präzise so liebst, dann bist du nicht der liebe Gott. So verlangen und erwarten wir, dass Gott uns nach unserer Façon liebt. Wir machen uns von Gottes Liebe ein Bildnis, einen Götzen. Da werden die Gebote «Du sollst keine anderen Götter neben mir haben» und «Du sollst dir



kein Bildnis machen», am allerakutesten. Mach dir kein Bildnis von Gottes Liebe, es sei denn das eine Bild, das Gott selber zeigt im Haupt voll Blut und Wunden. Damit liebt er uns: Durch den Christus am Kreuz.

Wer also meint, Gott sei zwar unbegreiflich in seinem Zorn und in seinen Gerichten, aber er sei sehr begreiflich in seiner Liebe, dessen Gedanken sind nicht an der Schrift genährt. Wenn nämlich Gott in etwas unbegreiflich ist, dann ist er es in seiner Liebe. Wer meint, Gott höre auf, der Herr zu sein, wenn er uns liebt, der täuscht sich; denn mit dem Zuruf: «Ich habe euch lieb», fängt Gott nach dem Zeugnis des «Boten» gerade an, der Herr zu sein. Dass es der Herr ist, der hinter dieser «Liebeserklärung» steht, wird in diesem ersten Gespräch des Propheten unüberhörbar klar. Maleachi kann zwar, wenn er gefragt wird, womit Gott uns liebt, nicht antworten: Durch Christus. Er kennt Christus nach dem Fleisch noch nicht. Aber die Antwort, die er 500 Jahre vor Christi Geburt gibt, ist ein prophetischer Hinweis auf Christus hin. Maleachis Antwort ist zunächst höchst seltsam, ja, sie ist geradezu schauerlich. Sie lautet: «Esau und Jakob sind Brüder. Und doch habe ich Jakob lieb, Esau aber hasse ich. Darum mache ich sein Gebirge zur Einöde und sein Erbteil zur Wüste.» Mag Esau noch so die Trümmer seiner zerstörten Gebiete wieder aufbauen, und mag ihm der Aufbau noch so glänzend und noch so vollständig gelingen, «ich aber werde niederreißen; und man wird sie nennen Land des Frevels, Volk, dem der Herr immerdar zürnt». Und trotz allem gegenteiligen Augenschein «werden eure Augen es sehen, und ihr selbst werdet sagen: Gross ist der Herr über Israels Grenzen hinaus» (3—5).

Wenn also Maleachi die Erwählung Jakobs und Gottes Liebe zu Israel beweisen will, dann zeigt er auf die Verwerfung und aufs kommende Unglück Esaus und der Edomiter: «Esau hasse ich». Da müsste nun dem trotzigen und verzagten Kind werden, wie wenn es inmitten einer blühenden

Matte beim Blumenpflücken plötzlich vor einem greulichen Abgrund stände, und wie wenn eine unendlich freundliche Stimme ihm zuriefe: Da unten müsstest du liegen und schmachten, wenn ich dich nicht lieb hätte. Durch diesen Hinweis auf die Edomiter, die er hasst, will Gott seinen verzagten Kindern sagen, dass es so wenig selbstverständlich ist, wenn er sie liebt; genau das, dass Gott auch sie hasste, könnte auch ihnen widerfahren: So nah streift auch euch der Kotflügel der Verwerfung. Der verworfene Esau und seine Nachkommen müssen dazu dienen, um die Liebe Gottes zu seinen auserwählten Jakobskindern umso heller erstrahlen zu lassen. Esau und seine verworfenen Nachkommen gleichen jetzt jenem schwarzen Sammelhintergrund, auf dem die Bijoutiers in den Laubengängen unserer Stadt ihre Kleinodien anbieten. Man müsste eigentlich Esau und seinen Söhnen eine gewisse Anerkennung nicht versagen für den Dienst, den sie hier, unfreiwillig genug, an uns tun. Wir sind doch schliesslich jedem Kloakenarbeiter dankbar, der für uns in die grausigen und nicht ungefährlichen Untergründe unserer Stadt hinuntersteigt, wir sind doch schliesslich jedem Dachdecker gegenüber anerkennend, der für uns sein Leben riskiert und hinaufsteigt, damit es uns nicht ins Zimmer hinunterregnet! Müssten wir nicht erst recht Esau und seinen Erben dankbar sein, weil sie für uns die Träger der Verwerfung wurden, damit wir desto heller erkennen, was das heisst, wenn Gott durch seinen Boten den Verzagten ausrichten lässt: «Ich habe euch lieb»!

Die Art und Weise, in der Maleachi von Gottes Liebe redet, ist aber nicht etwa in dem Sinne «alttestamentlich», als verkündigte das Neue Testament eine weniger geheimnisvolle, eine billigere Liebe. Das Neue Testament zeigt uns ja auch und nun erst recht einen, der ein Verworfener wurde, der hinuntersteigt bis in die Hölle, und der hinaufsteigt bis ans Kreuz. Ist hier, wo die ganze Verwerfung, auch die Verwerfung des Esau und seiner Nachkommen, getragen wird, die

Liebe Gottes etwa begreiflicher? Wird hier nicht der ganze Hass und Zorn von Einem getragen und die ganze Zornschale von Einem ausgetrunken damit die anderen Frieden hätten! Es schaudert ihn, da er in den Abgrund des Kelches hinunterschaut. Aber er fasst ihn an mit beiden Händen, und trinkt ihn aus. Und wenn einer im Blick auf die Not der heutigen Weltereignisse jetzt noch fragt: «Womit hast du uns lieb?», dann ist und bleibt das die Antwort — suchet keine andere! Mit dem, der da am Kreuz hängt, der für uns die Verwerfung auf sich genommen hat, die wir verdient hätten — mit Jesus Christus hat er uns lieb.

## Das zweite Gespräch: „Bin ich nun Vater, wo ist meine Ehre?“

*<sup>6</sup> Ein Sohn ehrt seinen Vater, und ein Knecht fürchtet seinen Herrn. Bin ich nun Vater, wo ist meine Ehre? Bin ich Herr, wo ist die Furcht vor mir? spricht der Herr der Heerscharen zu euch ihr Priester, die ihr meinen Namen verachtet. Und ihr könnt noch fragen: «Womit verachten wir deinen Namen?» <sup>7</sup> Ihr bringt auf meinen Altar beflecktes Brot und fragt: «Womit beflecken wir dich?» — Damit, dass ihr denkt: «Des Herrn Tisch ist verächtlich.» <sup>8</sup> Und wenn ihr ein blindes Tier zum Opfer bringt, ist das etwa kein Unrecht? oder wenn ihr ein lahmes oder krankes opfert, ist etwa das kein Unrecht? Bring es doch deinem Statthalter! — ob der wohl Freude daran hat, oder ob er dir gewogen sein wird? spricht der Herr der Heerscharen. <sup>9</sup> Und nun versucht einmal, Gott mit derartigen Gaben freundlich zu stimmen — da wird er uns schon gnädig sein! Von eurer Hand ist solches geschehen — kann er da einem von euch gewogen sein? spricht der Herr der Heerscharen. <sup>10</sup> O dass doch einer unter euch die Türen zuschliesse, dass ihr nicht umsonst auf meinem Altar Feuer anfachtet! Ich habe kein Gefallen an euch, spricht der Herr der Heerscharen, und Opfergabe aus eurer Hand mag ich nicht. <sup>11</sup> Aber vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang ist mein Name gross unter den Völkern, und allerorten wird meinem Namen reine Opfergabe verbrannt; denn gross ist mein Name unter den Völkern, spricht der Herr der Heerscharen. <sup>12</sup> Ihr aber entheiligt ihn, indem ihr denkt: «Den Tisch des Herrn darf man beflecken und seine Speise geringachten.» <sup>13</sup> Ihr sagt: «Siehe, welch eine Mühsal!» und ihr pfeift auf mich, spricht der Herr der Heerscharen. Ihr bringt Geraubtes und Lahmes und Krankes, bringt es als Opfergabe, und ich sollte es wohlgefällig annehmen aus eurer Hand? spricht der Herr der Heerscharen. <sup>14</sup> Verflucht der Betrüger, der in seiner Herde ein männliches Tier hat, das er dem Herrn gelobt, und gleichwohl dem Herrn ein verdorbenes opfert! Denn ein grosser König bin ich, spricht der Herr der*

***Heerscharen, und gefürchtet ist mein Name unter den Völkern. Maleachi 1,6-14***

Gott ist der Vater. Mögen es die Verzagten fassen oder nicht, es bleibt dabei: «Ich habe euch lieb, spricht der Herr.» Aber eben als Vater ist er auch und nun nicht weniger, sondern nun erst recht, der Herr. Es fällt in diesem zweiten Gespräch rein äusserlich schon auf, wie gehäuft der Bote hier vom «Herrn der Heerscharen» spricht. Es geht hier um die Ehre Gottes. Man könnte auch sagen: An Gottes Liebe fehlt es wahrlich nicht; aber, wie steht es um die Antwort der Menschen auf diese Liebe? Wie steht es, wenn man gar von Gegenliebe reden wollte? Ist sie so vorhanden, dass Gott die Ehre gegeben wird, die ihm gebührt? Er ist der Vater; aber, fragt nun der Bote gleichsam zurück: Wo sind die Kinder? wo ist die Väterehre? Wie steht es um die Zeichen der kindlichen Ehrfurcht, um von Dankbarkeit gar zu schweigen! Wie steht es um diese Zeichen da, wo sie doch primitiverweise zuallererst in Erscheinung treten müssten, im — Gottesdienst? «Ein Sohn ehrt seinen Vater, und ein Knecht fürchtet seinen Herrn. Bin ich nun Vater, wo ist meine Ehre? Bin ich Herr, wo ist die Furcht vor mir? spricht der Herr der Heerscharen zu euch ihr Priester, die ihr meinen Namen verachtet. Und ihr könnt noch fragen: «Womit verachten wir deinen Namen?» (6).

Die Stellung der Propheten zum Gottesdienst ist eindeutig. Weil es darin um Gottes Ehre geht, darum eifern sie allesamt um den wahren Gottesdienst, von Amos bis zu Maleachi. Aber ein jeglicher tut es in seiner Art und je nach dem Zustand, in dem er zu seiner Zeit den Gottesdienst antrifft. Der Prophet Amos sieht in seinen Tagen einen Gottesdienst, der sich in pompösen Formen erschöpft. Das ist die eine Gefahr der Kirche, dass sie bei mangelndem Gehalt umso mehr Gewicht legt auf die Beachtung der Gestalt. Wenn die Kirche an Gehalt verliert, dann fängt sie jeweilen an, Haltung anzunehmen. Sie übertut sich dann in der Beobachtung von

Gebrauch, Einrichtung und überkommener Sitte. Solch einen ausgehöhlten Gottesdienst, dessen Leere darin zum Ausdruck kommt, dass daneben die Dinge im Volk laufen, wie sie wollen, hat ein Amos vor Augen, wenn er spricht: «Ich hasse, ich verschmähe eure Feste und mag nicht riechen eure Feiern. Denn wenn ihr mir Brandopfer darbringt — an euren Gaben habe ich keinen Gefallen, und das Opfer eurer Mastkälber sehe ich nicht an. Hinweg von mir mit dem Lärm deiner Lieder! Das Spiel deiner Harfen mag ich nicht hören! Aber es ströme wie Wasser das Recht, und die Gerechtigkeit wie ein unversieglicher Bach! Habt ihr mir Schlachtopfer und Gaben dargebracht in der Wüste, vierzig Jahre lang, Haus Israel?» (Amos 5,21 bis 25). Diesen Gottesdienst der Menschensatzungen, der mit gesetzlicher Korrektheit die mangelnde Liebe und das mangelnde Recht zu ersetzen versucht, hat auch Christus vor Augen, wenn er, schärfer als alle Propheten des Alten Testaments den Misstand aufdeckt und schliesslich sagt, solch eine Gottesdienstgemeinde sei ein weiss übertünchtes Grab, aussen fix und innen nicht nix, sondern innen voller Moder und Totengebein.

Und nun hat man behaupten wollen, Maleachi weiche von dieser prophetischen Linie ab, er sei ein Eiferer für den Kultus, er sei weniger ein Nachfahr der grossen Propheten, als vielmehr ein Vorläufer der Pharisäer, der Schriftgelehrten und der Ältesten, die schliesslich Jesus kreuzigten. Die wahren Propheten seien Gegner des Tempels und des gottesdienstlichen Geschehens gewesen, während Maleachi den gottesdienstlichen Vorgängen grösste Aufmerksamkeit schenke und höchste Bedeutung zumesse. Solche Überlegungen sind mehr als oberflächlich, sie sind falsch. Und zwar ist beides falsch, dass die Propheten Gegner des Gottesdienstes waren, und dass Maleachi die Grösse und Weite der prophetischen Botschaft zu verkirchlichen beginne. Von Amos bis Maleachi geht es nicht gegen den Gottesdienst überhaupt, sondern gegen den falschen, für den wahren

Gottesdienst. Nur ist zu beachten, dass bei Amos und bei Maleachi die Lage der gottesdienstlichen Gemeinde verschieden ist. Während zur Zeit des Amos der Tempel die Gunst der Könige und Höflinge genießt, während dort eine glänzende Prozession die andere ablöst, ist zur Zeit Maleachis die Gestalt des Gottesdienstes zerfallen und in Auflösung begriffen. Wollte Maleachi reden wie Amos, dann würde er offene Türen einschlagen und Wasser in den Rhein tragen. Hier ist die Zerstörung der äusseren Gestalt des Gottesdienstes bereits so gründlich fortgeschritten, dass jetzt der prophetische Auftrag anders lautet. Wird dort Gottes Ehre gekränkt durch verlogenen Pomp, so wird hier Gott die Ehre geraubt durch eine ebenso verlogene Armseligkeit des gottesdienstlichen Lebens.

Maleachi trägt der wirtschaftlichen Bedrängnis der Gemeinde durchaus Rechnung. Er könnte es begreifen, wenn die Leute bescheidenere Opfer brächten. Es geht ihm nicht um Glanz und Pracht. Aber muss denn Bescheidenheit Verlotterung heissen? Muss denn Dürftigkeit in Unordnung ausarten? Gibt es denn keinen Unterschied zwischen Armut und Liederlichkeit? Wenn sie wenigstens in aller Bescheidenheit den Opferdienst ernst nähmen! Aber sie bringen Brot dar, das befleckt, das heisst wohl, schimmelig, ist. Solches wagen sie gleichsam am heiterhellen Tag, vor Gottes Angesicht, ohne zu erröten und ohne zu erbleichen. Sie bringen blinde, lahme und kranke, sie bringen gar gestohlene Opfertiere. Gottesdienst, wahrer Gottesdienst heisst: Gott die Ehre geben; sie aber lassen es nicht mehr dabei bewenden, Gott die Ehre vorzuenthalten, sie tun alles, um Gott mit ihrem Gottesdienst Schande zu bereiten. Es ist, wie wenn sie jenes Psalmwort mutwillig verdrehen und sagen wollten: Herr, wir haben nicht lieb die Stätte deines Hauses, und sie ist uns nicht der Ort, da deine Ehre wohnt (Psalm 26).

Hier greift der Prophet ein. Es sind vorab die Priester, die er ermahnt: «Ich bin der Vater, wo ist meine Ehre? ich bin der

Herr, wo ist die Furcht vor mir?» Die Priester sind sonst dazu bestellt, der Jugend das fünfte Gebot beizubringen, dass man den Vater ehren soll. Und nun muss der Bote den Priestern wie ungezogenen Buben das fünfte Gebot in Erinnerung rufen. Wenn solches am grünen Holz geschieht! —

Darauf nimmt das Gespräch eine kühne Wendung mitten ins Alltagsleben hinein. Probiert es doch — ruft nun der Bote aus — euren irdischen Behörden so zu kommen! Probiert es doch einmal, fangt an beim erstbesten Büroschalter mit eurem wurmstichigen Mehl und mit eurem schimmligen Brot! Man probiere es gar beim Fürsten, etwa beim persischen Statthalter in Samarien! Der wird euch schön empfangen! Wohl, der wird euch gnädig sein! Der wird prompt und bereitwillig auf eure Anliegen eingehen, ihr werdet nur so stauen! Aber was ihr keinem Schalterbeamten und keinem Bürogewaltigen gegenüber wagen würdet, wessen ihr euch gar dem Statthalter gegenüber wohl hüten werdet, das nehmt ihr euch Dem gegenüber heraus, der nicht nur ein Statthalter ist und auch nicht nur ein Grosskönig, sondern der sich der Herr Zebaoth nennen darf, der Herr der Heerscharen, der ewige Grosskönig übers ewige Grosskönigreich: «Bring es doch deinem Statthalter! — ob der wohl Freude daran hat oder ob er dir gewogen sein wird? spricht der Herr der Heerscharen (8).»

Nun könnte ja eingewendet werden, der Bote rede hier auch gar streng mit den Verzagten. Man müsste doch zufrieden sein, wenn es in Anbetracht solcher Zeitläufe überhaupt noch Gottesdienste gebe; wenn man überhaupt den Tempel noch aufsuche; das Kind noch beschneiden lasse und in die Unterweisung schicke, wenn man seine Ehe noch einsegne und sich noch gottesdienstlich beerdigen lasse. Etwas sei doch immerhin besser als gar nichts, blindes, lahmes und gestohlenes Opfergetier sei immerhin noch besser als gar keines, wurmstichiges Mehl und schimmliges Brot sei immerhin noch Mehl und Brot. Den Hut abgezogen sei doch



immerhin schon halb gebetet. O, dieser kirchliche Minimalismus! Aber: «Bin ich nun Vater, wo ist meine Ehre?» Gott, anstatt froh zu sein über dieses, ihm gönnerhaft zugestandene Minimum, antwortet: «O, dass doch einer unter euch die Türen zuschliesse, dass ihr nicht umsonst auf meinem Altar Feuer anfachtet! Ich habe kein Gefallen an euch, spricht der Herr der Heerscharen, und Opfergabe aus eurer Hand mag ich nicht» (10).

Dass doch einer diesen trotzigen Verzagten die Kirchtüren zuschliesse! Es gab schon Zeiten, da solches geschah. Keine Predigt mehr ergeht, keine Glocken läuten, kein Licht wird mehr angezündet, kein Lied mehr angestimmt, kein Kind mehr getauft, kein Paar mehr gesegnet, kein Abendmahl mehr angeboten, keine Jugend mehr unterrichtet, keine Sonntagsschule mehr gehalten, kein Sterbender mehr getröstet. Die Kirchtüre ist zu, der Mund des Predigers ist geschlossen, das Feuer auf dem Altar erloschen. Wer weiss, wie oft der liebe Gott schon so geseufzt hat über die Verlotterung seiner evangelischen Kirche: Dass doch einer ihre Türe zuschliesse! Dass doch da und dort überhaupt nichts mehr wäre, als nur dies gönnerhafte Minimum! Dass doch da und dort in einem Dorf, in einer Stadt keine Glocke mehr ertönte! Wer weiss? wenn einst die Glocken verstummen, dann würde mancher es vielleicht läuten hören. Und manch einer würde weniger gewohnheitsmässig am Sonntagmorgen den Weg zur Predigt antreten, wenn er damit rechnen müsste, es könnten die Kirchtüren geschlossen sein. Wer weiss, ob Gott nicht bald solche Saiten aufziehen muss, um seine evangelische Kirche, um sein Volk und seine Diener mit dem Wort zu wecken: «O, dass doch einer unter euch die Türen zuschliesse!»

Und voller Scham und mit mühsam verhaltenem Schmerz führt der Bote das Gespräch weiter: Schaut doch die Heiden an! Von denen wäre einiges zu lernen! «Vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang ist mein Name gross unter

den Völkern, und allerorten wird meinem Namen reine Opfergabe verbrannt; denn gross ist mein Name unter den Völkern, spricht der Herr, Zebaoth» (11). Heiden nehmen es genau mit dem Opfer. Bei geringer Gotteserkenntnis ist ihre Gottesverehrung gross. Auch wenn sie irren, auch wenn sie Göttern dienen, sie dienen ihnen doch mit Furcht und Zittern. Einst werden sie zur Anbetung im Geist und in der Wahrheit gelangen. Sie stehen in ihrer Unwissenheit Gott näher als ihr, die ihr Gott kennt. Und wenn geschieht, was Maleachi in Jerusalem an heiliger Stätte sehen muss, dann kann er nur im Auftrag des Gottes, der seiner nicht spotten lässt, seines Botendienstes walten und sagen: «Verflucht der Betrüger, der in seiner Herde ein männliches Tier hat, das er dem Herrn gelobt und gleichwohl dem Herrn ein verdorbenes opfert. Denn ein grosser König bin ich, spricht der Herr der Heerscharen, und gefürchtet ist mein Name unter den Völkern» (14).

Bis zum Ausruf: «Verflucht der Betrüger!» eifert der Bote um Gottes Ehre. Man möchte fragen: Warum das? Was ist es denn schon um die Ehre Gottes? Ist Gott denn ehrsüchtig? Und wenn dem so wäre, wer wollte ihn dran hindern? Aber, fragen wir weiter: Schadet denn das seiner Ehre, wenn wir Menschen da unten ihn derart wie es im Jerusalem Maleachis geschieht, verhöhnen, anstatt ihm die Ehre zu geben? Die weltlichen Herren sind angewiesen auf einen gesetzlich verankerten Schutzparagraphen zur Abwehr von Majestätsbeleidigungen. Sie müssen um ihren Thron und um ihre Ehre eifern und bangen. Aber Gottes Thron steht ja doch nicht auf tönernen Füßen! Was schadet das ihm schon, ob seine Majestät beleidigt wird oder nicht? Was bricht das am Glanz des Vollmonds ab, ob da unten ein Dackelchen ihn anbellt! Und ist denn Gott überhaupt auf unsere gottesdienstlichen Ehrbezeugungen angewiesen? Wenn hier die letzte Kirche geschlossen ist und die letzte Orgelpfeife verstummt, im Himmel preisen ihn alle Seligen; und alle Engel, die ihm

«Tag und Nacht gebeuget dienen», stimmen ein in seinen Preis. Was schadet das Gott schon, wenn es in Jerusalem nicht stimmt beim Opferkult?

Der Bote meint es nicht so. Wenn Gott nach seiner Ehre fragt, dann bangt er ja eben nicht um sich, sondern um uns. Wenn Gott die Ehre vorenthalten wird, dann schadet das nicht ihm, sondern uns. Wenn Gott fragen muss: «Bin ich nun Vater, wo ist meine Ehre?» dann müssen bald einmal alle Väter im Land fragen: «Wo ist meine Ehre?» Und wenn Gott fragen muss: «Bin ich Herr, wo ist die Furcht vor mir?», dann werden bald alle grossen und alle kleinen Herren im Land reichlich Grund haben, auch also zu fragen. Wenn es aber einmal so weit ist, dass die Priester dem ewigen Vater die Ehre versagen und dass die Gemeinde dem ewigen Herrn die Ehre verweigert, dann ist es aus mit der Ehrfurcht auf Erden, es ist dann das Zeitalter der schauerlichen Ehrfurchtslosigkeit angebrochen, es ist dann «letzte Zeit». Gott aber will nicht unseren Untergang. Gott meint es ernst, wenn er seinen Boten verkünden lässt: «Ich habe euch lieb.» Weil er nicht will, dass wir verloren gehen, weil er das aus Liebe nicht will, darum fragt der Bote so eifersüchtig: «Bin ich nun Vater, wo ist meine Ehre?» Wo ist meine Ehre? Diese Frage könnte auch heissen: Wo ist euer Wohl? Es geht hier um unser Wohl. Es geht hier, wie wir bald sehen werden, um mehr als nur um unser irdisches Wohlbefinden: Gottes Ehre, Gottes Väterehre ist unser ewiges Heil.

Dieser unzertrennliche Zusammenhang zwischen Gottes Ehre und unserem Heil (Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden!) wird uns ganz real klar, wenn wir beachten, wo der Bote die Schändung des Gottesnamens beobachtet: Sie geschieht am Sühnopfer. Was ist denn das Sühnopfer? Gott weiss, dass kein Mensch ihm begegnen kann, ohne dass er ein Schuldiger ist, ein Gerichteter, einer, der sein Urteil von Gott zu gewärtigen hat. Wir können uns Gott nur so nahen, dass wir auf seinen Urteilspruch gefasst sind. Das aber

heisst, wir würden es überhaupt nicht wagen, uns ihm zu nähern, wenn er nicht das Sühnopfer gestiftet hätte. Das Sühnopfer besteht darin, dass ein Schuldiger mit einer Gabe zu ihm kommen darf. Es ist das niemals ein vollwertiges Entgelt für menschliche Schuldigkeit Gott gegenüber. Darum sei die Gabe wenigstens das, was sie maximal zu sein vermag, makellos und so weit das möglich ist, vollkommen. In Ermangelung der eigenen Unbeflecktheit, in Ermangelung der eigenen Fehlerlosigkeit darf im Alten Testament der Gläubige wenigstens ein fehlerloses Tierlein bringen. Das ist Gottes unsagbare Gnade und Gunst.

Und nun bringen sie ihm ausgerechnet das Sühnopfer mit Würmern und Schimmel, mit Blindheit, Lahmheit, mit Krankheit und Ärgerem behaftet! Hinter solchem Verhalten steckt eine tiefe, tiefe Unbussfertigkeit, die so weit weg ist, dass sie gar nicht mehr weiss, wie Menschen Gott zu begegnen haben. Ja, es steckt dahinter jener Trotz und jene Herausforderung, wozu eben Verzagte fähig sind. Von hier aus ist nur noch ein kleiner Schritt bis dorthin, wo wir der frevlen Ansicht sind, Gott habe sich uns gegenüber zu rechtfertigen über seine Weltregierung, Gott habe uns gegenüber Sühne zu tun. Es waren Verzagte, die es in unsern Tagen so formulierten: «Nicht wir haben Gott verlassen, Gott hat uns verlassen». Darum, weil Gott die Verzagten so tief gefallen sieht, lässt er durch seinen Boten rufen: «Bin ich nun Vater, wo ist meine Ehre?» Wo ist euer Respekt vor Gott? Wo ist eure Dankbarkeit für so viel Güte?

Und nun wissen wir, dass der Ruf des Boten nicht gehört wurde. Bussrufe werden in der Regel nicht gehört. Darum hat Gott Maleachi nicht seinen letzten Boten sein lassen; er hat weitere Boten geschickt, zuletzt den Rufer in der Wüste, Johannes den Täufer. Und dann hat Christus, verzehrt vom Eifer ums Haus seines Vaters, den Tempel gereinigt. Aber auch dieses Zeichen der Vaterliebe ist übersehen und missdeutet worden. Dann hat Christus über Jerusalem geweint

und schliesslich gesprochen, es werde kein Stein auf dem anderen bleiben. Und nachdem auch dieser Ruf überhört worden ist, wäre nun das Ende da.

Aber der Gott, der durch seinen Boten hat rufen lassen, «ich habe euch lieb», und «ich bin euer Vater, wo ist meine Ehre?», für diesen Gott ist da, wo wir Menschen seine Boten überhören, noch nicht das Ende da. Gott tut nun ein Letztes, ein Allerletztes, ein Unbegreifliches: Er bringt das Opfer selbst. Es ist sein Sühnopfer. Dieses ist rein, unbefleckt und fehlerlos. Und es ist einmalig. Es ist das Opfer schlechthin. Es braucht jetzt kein Sühnopfer mehr. Darum zerreisst der Vorhang im Tempel von oben bis untenaus. Bald werden die Türen des Tempels zugeschlagen. Der Opferaltar wird erkalten. Der Mund der Opferpriester wird für alle Zeiten sich schliessen. Der Tempel wird zerstört sein.

Und siehe: Nun steht der Zugang offen zum Abendmahls-tisch.

## **Das dritte Gespräch: „Und nun ihr Priester, dieser Spruch gilt euch“**

*<sup>1</sup> Und nun, ihr Priester, dieser Spruch gilt euch. <sup>2</sup> Wenn ihr nicht hört und es nicht zu Herzen nehmet, meinem Namen die Ehre zu geben, spricht der Herr der Heerscharen, so schicke ich den Fluch unter euch und verfluche euren Segen. Ja, ich habe ihn schon verflucht, weil ihr nicht drauf achtet. <sup>3</sup> Siehe, ich schlage euch den Arm nieder und werfe euch Kot ins Gesicht, den Mist eurer Festopfer, und man wird euch zu ihm hinauswerfen. <sup>4</sup> Und ihr werdet erkennen, dass ich diesen Urteilsspruch über euch gesandt habe, weil zwischen mir und Levi ein Bund besteht, spricht der Herr der Heerscharen. <sup>5</sup> Darin bestand mein Bund mit ihm, dass ich ihm Leben und Heil gab, Furcht und Scheu, dass er mich fürchte, und vor meinem Namen sich beuge. <sup>6</sup> Das Gesetz der Wahrheit war in seinem Munde, und ward kein Böses auf seinen Lippen gefunden. Er wandelte vor mir, friedsam und aufrecht, und bekehrte viele von Sündern. <sup>7</sup> Denn des Priesters Lippen bewahren die Lehre, dass man aus seinem Munde das Gesetz suche; denn er ist ein Engel des Herrn der Heerscharen. <sup>8</sup> Ihr aber seid vom Weg abgewichen, habt viele zu Fall gebracht durch eure Lehre; ihr habt den Bund Levis zerstört, spricht der Herr der Heerscharen. <sup>9</sup> Darum habe ich auch euch verächtlich und niedrig gemacht vor allem Volk, gleichwie ihr meine Wege nicht haltet, sondern die Person ansieht bei der Weisung. Maleachi 2,1-9*

«Kein Böses auf seinen Lippen», «das Gesetz der Wahrheit in seinem Mund!» Ist hier von einer Menschenart die Rede, die einst gelebt hat und die jetzt ausgestorben wäre, so wie etwa jene Urweltwesen, deren unwahrscheinlich umfangreiche Überreste man heute in den Museen noch bestaunt? Ja, man fragt sich füglich, ist der Mann überhaupt ein Mensch, von dem es hier heisst: «Denn des Priesters Lippen bewahren die Lehre, dass man aus seinem Munde das Gesetz

suche» (7). Sind solche Worte auf Menschen angewendet, tragbar? Ist es nicht wie eine Anspielung auf ein überirdisches Wesen, wenn es schliesslich vom selben Priester geradezu heisst: «Denn er ist ein Engel des Herrn der Heerscharen!»

Es hat tatsächlich einst einen gegeben, den Gott mit einer solchen geistlichen Vollmacht und Lehrautorität ausrüstete, dass er hier auf Erden in Menschengestalt das war, was die Engel des Himmels sind, ein Bote Gottes. Das war der Priester des Alten Bundes. Er hütete auf seinen Lippen die Lehre wie einen heiligen Schatz. Er war das, was Christus von jenem Schriftgelehrten sagt, «zum Himmelreich gelehrt, der aus seinem Schatze Neues und Altes hervortragt» (Matth. 13,52). Buchstäblich «von seinem Munde suchte man das Gesetz.» Was er sagte war Gottes Wille. Wenn er den Mund auftrat, dann war es die Wahrheit. Er war der Hort des ewigen, des unbestechlichen Rechts. Und dieser Priester war ein Nachkomme des Levi, eines der Söhne Jakobs. Aus Levis Geschlecht ging später ein Mose hervor und ein Aaron. Aus diesem Geschlecht stammt ein Jeremia, und zuletzt noch Johannes der Täufer, dessen Mutter eine Aaronitin war. Es ist ausdrücklich nicht menschliches Verdienst, auf das der levitische Priester sich berufen konnte, es ist die erwählende Gnade Gottes, die ihn zum Priester und zum Boten macht. Diese Tatsache könnte nicht heller erleuchtet werden als durch die Person des Levi selber, des Stammvaters aller Priester. Ist doch Levi derjenige unter den Söhnen Jakobs, der dem Vater, zusammen mit Simeon, besonderes Herzeleid bereitete. Levi und Simeon haben einst die Ehre ihrer Schwester durch eine derart scheussliche Bluttat gerächt, dass ihr Vater über die beiden in die Klage ausbricht: «Ihr habt mir Unglück bereitet, stinkend gemacht habt ihr mich vor den Einwohnern dieses Landes» (1, Mose 34). Auf dem Todbett aber, wo Erzvater Jakob seine Söhne noch ein letztes Mal versammelt, um einen jeden von ihnen zu segnen, da

sagt er zu Simeon und Levi: «Fluch über ihren Zorn, dass er so heftig, und über ihren Grimm, dass er so grausam ist» (1. Mose 49). Da wo Jakob alle seine Söhne segnet, flucht er dem Levi. Und siehe! Gott macht den Mann, den sein Vater noch auf dem Todbett verflucht hat, zum Vater aller Priester! Das ist der Gott, der Fluch zum Segen wendet, der erwählt, wen er erwählen will und der sagt «wem ich gnädig bin, dem bin ich gnädig» (2. Mose 33,19). Auf dieses Wunder der frei erwählenden Gnade kann Maleachi sich berufen, wenn er vom Priester sagt: «Darin bestand mein Bund mit ihm, dass ich ihm Leben und Heil gab, Furcht und Scheu, dass er mich fürchte und vor meinem Namen sich beuge» (5). Wahrhaftig nicht aus sich selber fürchtet Levi Gottes Namen, Furcht und Scheu sind ihm gegeben; und Leben und Heil hat er nicht aus sich, sondern gänzlich aus Gottes Hand. Nur eine Bedingung legte Gott den Nachkommen dieses fluchwürdigen und dann doch so gesegneten Mannes auf, als er ausgerechnet sie zur Priesterschaft berief. Als das gelobte Land unter die zwölf Stämme verteilt wurde, da sollten die Nachkommen Levis keinen Besitz bekommen. Macht und Besitz sind zu gefährlich in Priesterhand. Ihr sollt kein Erbe erhalten, Gott soll euer Erbteil sein. So ausschliesslich und so ganz ist das Priestertum des Alten Bundes auf Gottes erwählende Gnade gestellt. Wer hier auf dieser Erde berufen ist, ein Engel und priesterlicher Bote Gottes zu sein, der kann das nicht, es sei denn «ohne Verdienst», «aus Gnaden allein». Wer den Schatz der göttlichen Lehre auf seinen Lippen zu bewahren hat, der wisse, dass er am Tisch des lieben Gottes das Gnadentrost isst. Aber dann ist gerade das, was Gott unter allen Umständen von seinem Priester getrennt haben will, wie ein verheerender Wildbach übers Priestertum des Alten Bundes hereingebrochen. Vom Moment an, da der Nachkomme Levi nicht mehr ganz und unverrückt auf dem Boden und Grund der alleinigen Gnade stand, war er gezwungen, in eigener Gerechtigkeit und Heiligkeit seinen Halt zu suchen.



Und jetzt ist es vorbei mit der «Bekehrung vieler Sünder», nun «bürdet der Priester den Leuten Lasten auf» und versperrt ihnen den Weg zum Heil. Und schon ist ein «Stand» daraus geworden. Wo man auf eigenes Verdienst zu bauen beginnt, da gibt es immer einen «Stand». Und aus dem Stand wird es eine Elite, und aus der Elite eine Hierarchie, auf Deutsch «heilige Herrschaft», auf Gutdeutsch «Pfaffenregiment». Und jetzt, da man einmal droben ist im Stand, in der Elite und in der Crème de la Crème, jetzt ist es aus mit der Unbestechlichkeit des Priesterwortes. Jetzt sucht man vergebens das Gesetz im Munde des Priesters, jetzt wird hinaufgeschaut und hinuntergeschaut, anstatt Recht gesprochen. Jetzt ist es aus damit «er wandelte vor mir, friedsam und aufrecht», der Priester, der nicht vom Gnadenbrot Gottes lebt, fängt an, vom Gnadenbrot der Menschen zu leben, und wird sozusagen zwangsläufig zu jenem machthungrigen und hinterlistigen Heuchler, wie ihn später Jesus antrifft.

Darum muss Gott immer wieder den Propheten erwecken, der im Namen und Auftrag Gottes nun, dem Priester entgegentritt, der doch eigentlich und ursprünglich der berufene Diener und Bote Gottes wäre. Der letzte dieser Propheten, der seinen dornenvollen Auftrag an den Söhnen Levis ausrichtet, ist Maleachi. Ihnen, den berufenen Hütern der Wahrheit Gottes muss er drohen: «Wenn ihr nicht hören wollt und es zu Herzen nehmen», dann werdet ihr fühlen müssen. Wenn ihr fortfahrt, die Ehre, die Gott allein gehört, als Raub an euch zu reissen, dann wird Gott euch verfluchen, ja, er hat euch schon verflucht, hat den Segen, den er euch gab, zurückgenommen, und hat den ursprünglichen Fluch eures Erzvaters wieder in Kraft gesetzt. Gott wird euren Arm, der doch normalerweise dazu da wäre, sich zum Segnen zu erheben, niederschlagen und wird euch den «Kot eurer Feste ins Gesicht schmeissen, ja, er wird euch selber zum Kote werfen», Mist zum Mist (3).

Dieses Urteil ist in Erfüllung gegangen. Es kommt uns vor wie ein Schwanengesang aufs Priestertum, den hier der letzte Prophet des alten Bundes angestimmt hat. Man wende in der Bibel von Maleachi aus einige Blätter um, und man wird im Neuen Testament die Priester noch einmal finden. Erschrocken mit ganz Jerusalem sehen wir dort die Söhne Levis um Herodes versammelt, um zu erforschen, wo der neugeborene König soll geboren sein. Ziemlich genau hundertmal werden im Neuen Testament die Priester erwähnt, und davon zweiundsechzigmal bezeichnenderweise als Hohepriester, als Herren der Hierarchie, als Elite, ausgestattet mit Wissen, Macht und Besitz. Und ausnahmslos werden sie von Christus erwähnt als seine Feinde. Es kommt dazu, dass Jesus das Gleichnis vom Pharisäer und Zöllner im Tempel erzählt, und das Gleichnis vom barmherzigen Samaritaner, der sich des Verunglückten erbarmt, während Priester und Levit vorübergehen. Schliesslich aber stehen wir vor der ebenso unumstösslichen wie schauerlichen Tatsache, dass die eigentlichen Feinde Christi, und damit die eigentlichen Feinde Gottes, die Priester sind. Der Knecht, dem Petrus bei der Gefangennahme Christi das Ohr abschneidet, ist des Hohenpriesters Knecht und Beauftragter. Die Magd, die den Petrus ansprach, als er sich im Hof am Feuer wärmte, ist des Hohenpriesters Magd. Der Beschluss, ihn zu töten, ist im Palast des Obersten aller Priester, des Kaiphas, der vom Jahre 18 bis 37 Hoherpriester war, gefällt worden. Und über Kaiphas wie ein Riesenschatten steht sein Schwiegervater Hannas, der sich rühmen kann, dass er selber von 7 bis 15 den hohenpriesterlichen, den heiligen Stuhl besetzt hatte, und nach ihm nicht weniger als fünf seiner Söhne, ein Schwiegersohn und ein Enkel, welche nacheinander die gleiche Würde trugen. Hinter dem Pöbel aber, der am Karfreitagmorgen dem Pilatus das Kreuzigungsurteil abtrotzte, stehen Hannas und Kaiphas; und der Ort, da Christus hingerrichtet wird, ist die Zentrale der Hierarchie, ist Jerusalem,

die Stadt der Priester. Unvorstellbar schrecklich sind damit die Worte des Boten, die er übers Priesteramt sagt, in ihr Gegenteil verkehrt: Das Gesetz der Wahrheit ist nicht in ihrem Munde, und Böses ist erfunden worden auf ihren Lippen. Sie wandeln nicht friedsam und aufrecht. Und sie kreuzigen den, der viele von ihren Sünden bekehrt. Dieser Priester Lippen bewahren die Lehre nicht, und vergebens sucht man aus ihrem Munde das Gesetz.

Und nun verstehen wir noch einmal, und diesmal noch besser, was die Notiz bedeutet, dass der Vorhang im Tempel zerriss, von obenan bis untenaus. Gott hat ihn zerrissen, «von obenan». Der Bund Levis ist damit zu Ende. Es gibt jetzt kein Levitenpriestertum mehr. Die Kreuzigung Christi ist das endgültige und unwiderrufliche Ende allen Levitenpriestertums; das heisst, die Kreuzigung Christi ist das Ende und der Anfang zugleich. Christus ist eben jetzt an die Stelle des alttestamentlichen Priestertums getreten. Es ist wie eine amtliche Feststellung, wenn der Verfasser des dem Maleachi so verwandten Hebräerbriefes, das Levitenpriestertum als annulliert und aufgehoben erklärt, indem er Christus den ewigen Hohenpriester nennt. Auf diese Weise wird, geheimnisvoll, die Priesterstelle bei Maleachi zur Weissagung auf Christus, den einen und einzigen, den zukünftigen und ewigen Hohenpriester hin. Können wir jetzt noch an einen anderen denken als an ihn, wenn wir die Worte hören: «Das Gesetz der Wahrheit war in seinem Munde —.» Diese «Lippen bewahren die Lehre und sind unbestechlich». Diese Lippen dürfen sagen: «Wahrlich, wahrlich, ich sage euch —». Hier ist er, der «Engel des Herrn der Heerscharen», — und hier ist mehr als das. —

Christus ist der Hohepriester, der uns den Zugang zum Vater öffnet, er das Haupt, das im Himmel ist. Er hat aber auf dieser Erde seine Glieder, das ist seine Gemeinde. An Stelle des levitischen Priesters steht nun im Neuen Bund nicht etwa der Pfarrer, sondern die Gemeinde. Der Gemeinde ist nun der

«Schatz der Lehre» anvertraut. Die Gemeinde ist mit diesem Schatz «gesandt bis an die Enden der Erde». Von ihren Lippen sucht man das Gesetz. In diesem Zusammenhang ist ein sehr vielsagender biblischer Befund zu beachten und zu beherzigen: Nie nämlich werden, weder in den Evangelien, noch in der Apostelgeschichte, noch in den Briefen, die Jünger oder irgendwelche Gemeindeglieder mehr Priester genannt. Mit einer heiligen Scheu wird hier, diesen Namen betreffend, eine Zurückhaltung, ja eine totale Enthaltung geübt, weil nun Einer und ein Einziger diesen Namen trägt. Dies Amt ist abgetan, indem es in Christus erfüllt ist. Ein einziges Mal, bei Petrus (1. Petr. 2,5) ist noch vom «heiligen Priestertum» die Rede, aber gerade hier ist besonders deutlich damit die ganze Gemeinde, die Gesamtheit der Glieder Christi, gemeint. Wohl hat die Gemeinde des Neuen Testaments ihre Gaben und Dienste. Etliche sind Apostel, etliche sind Evangelisten, Lehrer, Aufseher oder Diakone. Aber sie sind weder ein Stand noch ein Bund, es gibt jetzt nur noch einen Bund, und der umschliesst sie trotz verschiedenen Gnadengaben alle mit dem gleichen Heil, es ist der «Bund des Neuen Testaments im Blute Jesu». Ein evangelischer Pfarrer ist auf Grund des Neuen Testaments nicht Priester, sondern Glied der Gemeinde, durch Gottes Gnade Beauftragter der Gemeinde zum Dienst an Wort und Sakrament. Was jedes Gemeindeglied an seinem Ort, jeder christliche Hausvater, jeder gläubige Jugenderzieher, jeder Kaufmann, der Glied der Gemeinde ist, was jeder christliche Arzt an seinem Orte ist, das und nicht mehr und grundsätzlich vor Gott nichts anderes, ist auch der Pfarrer in seinem Dienst.

Dass aber an Stelle der Priesterkaste für alle Zeiten nun die Gemeinde getreten ist, da vor Gott alle vom gleichen Gnadentrost essen und aus dem Kelche trinken, das ist eines der grössten Ärgernisse. Wir müssen uns klar darüber sein, dass der natürliche Mensch keinen Gefallen haben kann an einer Gemeinde, die von der Gnade allein lebt. Der natürliche

Mensch hat Gefallen an Orden und Bünden, aber nicht an dem einen Bund, dessen Herr und alleiniges Haupt Christus ist. Der natürliche Mensch ist ein geborener Ordenträger und Geheimbündler, der ein uraltes Bedürfnis nach dem Häuptling nicht zu unterdrücken vermag. Er kennt nichts Sehnlischeres, als entweder selber einer Kaste und Elite anzugehören, oder eine Elite zu bewundern und zu beklatschen — und wäre es auch nur auf dem Fussballplatz oder beim Autorennen. Das Elitedenken, das triumphierende oder neidische, ist unsere Natur. Es liegt heute besonders dick in der Luft. Die ordengeschmückte Uniform ist mehr denn je grosse Mode und willkommener Stoff auch für gutrepublikanische Illustrierte. Ein Kommunist, der vor einiger Zeit ein Spanienbuch schrieb, entwickelte zuletzt darin den Gedanken, dass ein Bund von Elitemenschen kommen müsste, der die Welt aus den Angeln heben und auf ein besseres Geleise schieben könnte. O diese Auslese, die wir ersehnen und der wir blind nachfolgen und gehorchen möchten! Hat nicht Adolf Hitler die Hochzucht einer rassischen Elite verkündet? Und was wir jetzt im Osten und im Westen sehen, ist das etwas anderes als eben auch wieder die Hochzucht einer Elite von Technikern als Beherrschungsapparat und die organisierte Hierarchie von Spezialisten? Und unser schweizerischer Literatur-Nobelpreisträger hat in seinem Reifewerk auch nichts Neues bringen können als eben wiederum eine Elite. (Hermann Hesse, das Glasperlenspiel!) O dies Elitedenken, das in uns allen steckt! Sich über die anderen erhöhen, auf die anderen hinunterschauen, damit beginnt es jeweilen. Am Ende aller Hierarchien aber, der technischen und der kulturellen, der geistigen und der geistlichen — brannten immer wieder die Vergasungsöfen und die Scheiterhaufen.

Christus aber hat an die Stelle der Hierarchie ein für allemal die Gemeinde gesetzt. Aber — fragen wir — ist denn die Gemeinde nicht auch ihrerseits wiederum eine Schar von Auserwählten? Gewiss! Aber man beachte doch den

Unterschied! Sonst, wenn wir von Auserwählten reden, dann pflegen es irgendwie «die oberen Zehntausend» zu sein, das heisst Menschen, die kraft eines eigenen Vorzugs sich als auserwählt vorkommen und als auserwählt gelten. Die Auserwähltheit der Christengemeinde aber beruht nicht auf irgendeinem geistigen oder materiellen Vorzug, sondern auf der Erkenntnis unseres Unvermögens und unserer Schuld, positiv gesagt auf dem Wissen um Gottes Gnade. Da wird nicht hochgezüchtet, da könnte man eher sagen, es werde tiefgezüchtet; aber schliesslich wird da überhaupt nicht gezüchtet, sondern da wird gedankt, geliebt und gelitten. Nicht, dass etwa in der Gemeinde jegliche natürliche Begabung ausgeschlossen wäre. Aber sie ist nicht der Grund der Erwählung. Einziger Erwählungsgrund ist Christi Gnade. «Sehet doch nur eure Berufung an, ihr Brüder: Nicht viele Weise nach dem Fleische, nicht viele Mächtige, nicht viele Leute mit vornehmer Geburt, sondern was vor der Welt töricht ist, hat Gott erwählt, damit er die Weisen zuschanden mache, und was vor der Welt schwach ist, hat Gott erwählt, damit er das Starke zuschanden mache, und was vor der Welt niedriggeboren und was verachtet ist, hat Gott erwählt, das, was nichts gilt, damit er das, was gilt, zunichte mache, auf dass sich kein Fleisch vor Gott rühme» (1. Kor. 1). So sieht die Gemeinde derer aus, die nicht von sich selber, und nicht von den Menschen, sondern von Gott erwählt sind.

Zuletzt noch eine Frage an die Gemeinde. Wir haben gehört, die Gemeinde sei jetzt Trägerin der Verkündigung. Wenn ohne Vollmacht, oder wenn gar völlig verkehrt verkündigt wird, dann ist das die Schuld der Gemeinde. Die Gemeinde hat die Verantwortung. Wie steht es denn mit unserem Botschaftendienst? Sagen wir es ganz banal: Können wir predigen? Es müsste anders aussehen in Kirche und Welt, wenn wir es könnten! Wo ist das Wort, das wieder eine Botschaft wäre? Wo ist das Wort, von dem es heisst: Gott sprach, es werde, und es ward? Wo ist das Wort, das an Türen und Fenster

pocht und an die Herzen? Wo ist die Predigt, die wie ein Feuer wäre? Wo ergeht die Alarmsirene, weil gepredigt wird? O, was so am Sonntag zwischen 9 und 10 Uhr hinter unsern evangelischen Kirchtüren sich ereignet, das braucht diese Welt kaum mehr zu fürchten, geschweige denn, dass es sie unwiderstehlich lockt und gelüstet. Man verstehe recht! Wir meinen nicht, dass etwa die Kirchen sich füllen müssten. Wenn uns das unbestechliche und vollmächtige Wort geschenkt wird, dann werden die Reihen sich eher lichten. Es ist auch nicht gemeint, dass wir gescheiter oder einfacher predigen müssten. Ach, das alles können wir ja! Aber das Predigen in Vollmacht, auch wenn es ein Gestammel wäre, das ist es, was uns not tut. Es gilt jetzt auszuschaun nach dem Boten, der den Verzagten und den Trotzigen in geistlicher Vollmacht aus dem Schatz der Lehre auszuteilen vermag, bevor jener Tag anbricht, da «kein Bruder mehr den anderen lehren wird».

## **Das vierte Gespräch: „Haben wir nicht alle einen Vater?“**

*<sup>10</sup> Haben wir nicht alle einen Vater? Hat uns nicht ein Gott geschaffen? Warum handeln wir denn treulos einer am andern und entheiligen den Bund, mit unseren Vätern gemacht? <sup>11</sup> Juda ist treulos geworden, und Greuel sind in Israel und in Jerusalem geschehen. Denn Juda hat das Heiligtum des Herrn, das er liebhat, entheiligt und buhlt mit eines fremden Gottes Tochter. <sup>12</sup> Der Herr wird dem Manne, der solches tut, sein ganzes Geschlecht mit Stumpf und Stiel ausrotten aus den Zelten Jakobs, auch den, der dem Herrn der Heerscharen Opfer darbringt. <sup>13</sup> Und dies ist das zweite, was ihr tut: Ihr bedeckt den Altar des Herrn mit Tränen, mit Weinen und Seufzen, weil er sich dem Opfer nicht mehr zuwendet, auch nichts mit Wohlgefallen aus eurer Hand annimmt. <sup>14</sup> Ihr fragt: «Warum das?» — Darum, weil der Herr Zeuge gewesen ist zwischen dir und dem Weib deiner Jugend, dem du die Treue gebrochen hast, da sie doch deine Gesellin und ein Weib deines Bundes ist. <sup>15</sup> Und was verlangt der eine? — Samen Gottes! Darum nehmt euch in acht in eurem Geist, und keiner breche dem Weib seiner Jugend die Treue! <sup>16</sup> Denn ich hasse die Ehescheidung, spricht der Herr, der Gott Israels, und dass man mit Frevel sein Kleid bedeckt, spricht der Herr der Heerscharen. Maleachi 2,10-16*

Dass Gott unser Vater ist, da drum geht es. Auch durch dieses vierte Gespräch zittert der Ton des ganzen Buches, der gleich an seinem Eingang angeschlagen ist durch den Zusage: «Ich habe euch lieb, spricht der Herr.» «Haben wir nicht alle einen Vater?» Es ist die Vermutung ausgesprochen worden, dass der Bote damit ein in den Reihen der Verzagten häufig geäußertes Schlagwort aufgreift. Denkbar wäre es ja schon, dass man mit diesem Satz eine gewisse Weitherzigkeit im Verkehr mit den umliegenden Heiden zu begründen versucht hätte. Die Berufung darauf, dass «wir ja doch alle den gleichen Gott haben», ist oft genug eher ein Ausdruck



der eigenen Glaubensschwäche, als eine Bezeugung der Liebe zum Andersdenkenden. So könnte tatsächlich, aus dem ferneren Verlauf des Gesprächs zu schliessen, auch hier hinter der Berufung auf den einen Gott und Vater eben die eigene Ratlosigkeit, ja der trotzige Wille zum Sündigen sich verstecken.

Wie dem auch sei, die Frage, die der Bote hier den Verzagten zuruft, ist damit gestellt und gilt auch uns. Ja, die Frage nach dem einen Vater aller Menschen ist nicht eine Dutzendfrage. Es handelt sich hier um eine der wenigen, an den fünf Fingern der Hand abzählbaren, ganz grossen Fragen aller Zeiten. «Haben wir nicht alle einen Vater? Hat uns nicht ein Gott erschaffen? Warum handeln wir denn treulos einer am andern und entheiligen den Bund, mit unseren Vätern gemacht?» (10). Das ist die Frage, die auch uns heute auf den Fingernägeln brennt, als Frage nach der Einheit des Menschengeschlechtes, wie sie etwa der Amerikaner Wendell Willkie umschrieben hat, wenn er in einer seiner letzten Publikationen vor seinem Tod mitten im Krieg das Wort von der «einen und unteilbaren Welt» unter die grässlich entzweiten Völker gerufen hat. Es ist die Frage, die uns allen angesichts des gemeinschaftslosen Zustandes der heutigen Menschen als Seufzer aus tiefstem Herzen schon aufgestiegen ist: Warum können wir uns nicht vertragen? Warum können Entzweite sich nicht finden? Warum soll die Welt buchstäblich in zwei Hälften zerspalten sein? Gehören wir denn nicht alle zusammen? Hat der liebe Gott die Welt in zwei Hälften geschaffen oder als ein Ganzes, Zusammengehöriges? Haben wir nicht alle einen Vater? Hat uns nicht ein Gott geschaffen?

Damit, dass der Bote die Frage stellt, bejaht er sie. Ja, die ganze Menschheit hat einen Gott und Vater, der der allmächtige Schöpfer des Himmels und der Erden ist. Dies Wort vom einen Gott und Vater, dies ist es, das wir jetzt in allen hohen und niederen Schulen, und in allen Kinderstuben

buchstabieren müssten. Nicht nur die Israeliten, zu denen der Prophet hier redet, sondern durch die Vermittlung der Israeliten und dann über ihre Köpfe hinaus haben wir einen Vater, auch wir Christen. «Gross ist der Herr über Israels Grenzen hinaus!» (15). Und nicht nur Juden und Christen, auch die Mohammedaner, auch die Buddhisten, auch die europäischen und amerikanischen Neuheiden — wir haben alle einen Vater. Wir wissen es nicht alle. Wir wissen es nicht alle gleich. Und wir wissen nicht alle, dass Gott unser Vater ist. Und erst recht wissen wir nicht alle, dass es durch Jesus Christus den Sohn ist, durch den wir alle einen Vater haben. Und viele in dieser Welt wissen wohl überhaupt nichts mehr oder noch nichts von Gott. Aber — wir wissen es oder wissen es nicht, oder wir wissen es nur halb, das ändert nichts an der Tatsache, dass wir alle einen Vater haben. Mag in der Gotteserkenntnis, von uns Menschen aus gesehen, viel Halbdunkel, viel Dämmerung und viel Stockdunkel sein, und darum auch immer wieder so viel Not, Torheil und verkehrtes Wesen, das ändert nichts daran, dass wir, von Gott aus geschaut, ganz abgesehen von unserem Zustand, alle einen Vater und Schöpfer Himmels und der Erde haben. Unsere Hautfarbe ist nicht gleich, wir tragen verschiedenes Blut in unsern Adern, die Erde erdröhnt «von Sprachen mancherlei», wir gehören jeder zu einer andern Nation und Völkergruppe, und innerhalb ein und desselben Volkes gehören wir erst noch einer mittleren, einer höheren oder unteren «Schicht» an; aber durch all diese schuldhaften und schicksalhaften Verschiedenheiten und Mannigfaltigkeiten hindurch tragen wir alle ein und dasselbe Menschenantlitz, denn es ist ein Gott, der uns erschuf, wir haben alle einen Vater.

Wir aber, die wir den einen Vater gar durch den Sohn kennen, lieben und respektieren dürfen, wir Christen, haben Gelegenheit, diesen Glauben zu verleugnen, wie sie keinem Heidenmenschen gegeben ist. Wenn der Christenmensch die Einheit des Vaters verleugnet, dann geschieht das wider

besseres Wissen. Weil wir die Einheit des Vaters schuldhaft verleugnen, darum sind innerhalb der Christenheit vielleicht die unübersteigbarsten Scheidewände aufgerichtet, die zwischen Römisch und Östlichorthodox, zwischen Römisch und Evangelisch. Da sitzt der Spaltpilz drin, der Spaltpilz unserer besonderen christlichen Schuld.

Ja, mitten in ein und derselben Kirchgemeinde gibt es die «Richtungen», die einander fremder sein können als die Heiden. So verleugnen gerade wir den Glauben an den einen Vater. Darum wird uns das Wort des Boten zur Anklage. Es straft uns, wird uns zur Not. Und das ist gut. Das Heimweh nach der einen Herde unter dem einen Hirten soll uns bis zum letzten Atemzug nicht mehr verlassen. Und wenn das Schreckliche wieder geschehen sollte, dass ein Volk sich wider das andere erhebt und ein Königreich gegen das andere, dass Völker sich wie wild gewordene Tierhorden übereinander werfen, ja, wenn es geschehen soll, dass auch unser Volk mit Krieg überzogen und ein Schauplatz fremder Heere wird, dann soll es in diesem Volk eine Gemeinde geben, die durch alle Schrecken und Schranken hindurch das Bekenntnis zu dem einen Gott und Vater aufrecht erhält. Diejenigen, die es überblicken können, sagen, das sei beispielsweise eine Art Fortschritt gewesen zwischen dem Verhalten der Christenheit im ersten und im zweiten Weltkrieg, dass in diesem zweiten, obschon er unvergleichlich schrecklicher war als der erste, hüben und drüben unter den Christen ein deutlicher ausgeprägter Glaube an den einen Gott und Vater gelebt habe. Sollten aber einmal die Menschen in einem Anfall von Besinnungslosigkeit so weit kommen, dass eine Erdhälfte sich über die andere stürzt, dann wird es sich erweisen müssen, ob innerhalb der Völker und Nationen eine Gemeinde lebt, die an den einen Vater aller glaubt.

Dieser Glaube an die «eine und unteilbare Welt» mag eine schöne Idee genannt werden. Es ist aber mehr als nur eine Idee, es handelt sich hier um Tatsache und um Wirklichkeit.

Nun ist freilich der Ort, der diese Einheit der Erde garantiert, zunächst nicht auf der Erde selber zu suchen. Dieser Ort ist der Himmel. Im Himmel ist die Garantie der Einheit des Menschengeschlechts. Weil Gott der Schöpfer Aller ist, weil Jesus Christus der eine Erlöser ist, weil er «sitzt zur Rechten des Vaters» und uns vertritt, und weil er seine Botschafter unter alle Völker sendet und seine Gesandtschaften in allen Nationen aufgerichtet hat, und schliesslich weil Christus wiederkommt als Herr der Welt und «alle Völker vor ihm versammelt werden» — darum hat die Welt eine Einheit, darum ist sie tatsächlich «die eine und unteilbare Welt», und wenn wir sie in Stücke sprengten.

Dass wir alle einen Vater haben, das zeigt uns nun der Bote noch etwas konkreter, gleichsam handgreiflicher. Er weiss sich damit einig mit allen übrigen Propheten des Alten Testaments. So verheerend der Spaltpilz der Sünde am Werk ist unter uns Menschen und uns zerklüftet und zerreisst, so deutlich zeigt uns die ganze Heilige Schrift einen Gott und Vater, der zusammenhält und verbindet. Wir stehen damit vor dem Wunder aller Wunder: Unserem Zerreißen stellt Gott sein Verknüpfen entgegen. Der Bote redet hier am Eingang des Gesprächs vom «Bund, mit unseren Vätern gemacht» (10). Gott ist nicht nur bei Maleachi, sondern im ganzen Alten und Neuen Testament der Gott des Bundes, der Bundesgott. Durchs ganze Alte Testament hindurch beobachten wir ein geheimnisvoll mühsames Binden und Knüpfen: Der Bund mit Adam und Eva, der Bund mit Kain, der Bund mit Noah, der Bund mit Abraham, der Bund mit Mose, der Bund mit David, alle diese Teilbündnisse sind in Wirklichkeit nicht Teilbünde, sondern ein einziger Bund, der auf den Einen hinweist, der offenbar geworden ist als Herr und Haupt des Neuen Bundes. Wenn uns Menschen ein Schubbandel zerreisst, dann knüpfen wir ihn. Und wenn er uns zweimal, dreimal, vielleicht viermal zerreisst, knüpfen wir ihn noch; aber schliesslich wird er doch zu kurz und wir

sind gezwungen, ihn wegzuworfen. Gottes Band ist nicht nur einmal und nicht nur viermal zerrissen, unzählige Male haben wir Menschen es gebrochen, und unzählige Male hat Gott es geknüpft; und dieses Band ist bis zur Stunde nicht zu kurz geworden und Gott hat es nicht weggeworfen. Und schliesslich hat er es ein letztes Mal geknüpft, ein für allemal; und unwiderruflich ist jetzt der ewige Bundesbrief versiegelt in Jesus Christus. Darum haben wir alle einen Vater durch den Sohn, reisse was reissen will, Gottes Bund reisst nicht.

Ja, es liegt Gott so daran, dass wir ihn als Gott des Bundes kennen, dass er durchs ganze Alte Testament hindurch seinen Bund mit uns armen Menschen einen Treubund, geradezu einen Ehebund nennt. Er nennt sich den Eheberrn Israels, und Israel ist sein anvertrautes, und nun eben, sein ungetreues Eheweib. Es ist so ungetreu, dass er zeitweise sie züchtigen muss; aber wenn er sie auch «eine kleine Weile versties, hat er sie doch angenommen in ewigem Erbarmen».

Diese Schau aber, Gott der Eheberr, und seine Gemeinde das Eheweib, geht ins Neue Testament hinein bis dorthin, wo Christus von sich als vom Bräutigam redet und von seiner Gemeinde als von der Braut. Der Bräutigam ist treu, er ist buchstäblich «treu bis in den Tod». Am Kreuz ist der Treubund Gottes mit uns armen Menschen unter der Zerreißprobe gewesen und hier hat er standgehalten. Das ist gemeint, wenn wir sagten, dass wir den Vater durch den Sohn kennen. In Jesus Christus haben wir alle einen Vater; und wenn die Welt durch unsere «verkehrte und ehebrecherische Art» in Atome zertrümmert wird, es bleibt dabei, Christus hat am Kreuz den Bund besiegelt. Auf dem Hintergrund dieses Botenwortes vom Bund gilt es all das zu wägen und zu werten, was der Prophet nun noch weiter mit den Verzagten zu bereinigen hat. Es fällt auf, dass, nachdem er die grossen Linien der Gemeinde, der Völker und der Welt aufgezeigt

hat, dass er nun den Zeigefinger auf einen einzelnen Punkt hält. Nachdem er uns durch die weiten Räume der Gemeinde, der Völker und der Zeiten geführt hat, nimmt er uns nun gleichsam bei der Hand und zieht uns hinein in den kleinen Raum des Hauses, der Familie, der Ehe. Dieser Sprung aus dem grossen Raum in den kleinen Raum der Wohnstube ist begründet und ist für ihn gar kein Sprung, denn wenn «im Haus beginnt, was leuchten soll im Vaterland», dann ist es so, dass auch all das, was im Vaterland nicht leuchtet, was das Vaterland verdunkelt und bedroht — im Haus beginnt. Die Zerrissenheit der beiden Erdhälften hat ihren Ursprung in der Zerrissenheit der beiden Eehälften. Der Bruch zwischen den Völkern ist die Summe der Verkehrtheiten unseres «ehebreyerischen Geschlechts». Die Feindschaft in der Welt ist die Zusammenballung der Feindschaft in den Häusern, Familien, Ehen. Darum hält der Prophet nun seinen Zeigefinger auf die Zustände im damaligen Eheleben.

Die Situation zur Zeit des Propheten und zur Zeit, da dies Gespräch stattfindet, ist in Israel kurz gesagt so: Die Verzagten sind ja schon auch bekümmert über den Zerfall der Gemeinde, über die Verlotterung des Gottesdienstes und über die Liederlichkeit der Priester. Und sie möchten ja wohl auch Busse tun mit der frommen Absicht, dadurch eine Besserung zu erzielen. Darum «bedecken sie», wie ihnen der Bote vorhält, «den Altar des Herrn mit Tränen, mit Weinen und Seufzen, weil er sich dem Opfer nicht mehr zuwendet, auch nichts mit Wohlgefallen aus eurer Hand annimmt. Und ihr fragt: Warum das?» (13,14). Sie können es nicht begreifen, das gehört ja eben zum Wesen ihrer Verzagtheit, warum Gott sie so ganz und gar verlassen hat, ihre Gebete nicht mehr beachtet und ihre Opfergabe nicht mehr ansieht. «Warum das?» So lautet die alte, gleichsam die klassische Frage der Verzagten aller Zeiten. Gott gibt durch seinen Boten die bündigharte, aber klare und heilsame Antwort: «Darum!» Wenn die Verzagtheit meint, solches geschehe grundlos und

Gott züchtige seine Gemeinde ohne Ursache, dann antwortet Gottes Bote: «Darum.» Und jetzt wird der Bote ganz deutlich. Der Ursachen sind zwei:

Erstens: «Juda ist treulos geworden, und Greuel sind in Juda und in Jerusalem geschehen. Denn Juda hat das Heiligtum des Herrn, das er lieb hat, entheiligt, und buhlt mit eines fremden Gottes Tochter» (11). Die Gemeinde hat zu kämpfen mit den Nöten, die eine Folge der babylonischen Fremdlingschaft sind. Sie ist arm, überaltert und dezimiert. Es ist hier wie nach solchen Heimsuchungen oft, das Verhältnis zwischen der Zahl der Männer und der Frauen gestört. Und nun gibt es Männer zur Zeit des Propheten — und sie müssen zahlreich sein, die sich Frauen aus der Umgebung holen, heidnische Frauen. Dieses Vorgehen ist umso belastender, da die Zahl der Männer in solchen Zeiten eher kleiner ist, so dass sie nicht angewiesen sind auf fremde Mischeirat. So buhlt denn Juda «mit eines fremden Gottes Tochter», in Jerusalem ist der Greuel des Heidentums eingezogen und «das Heiligtum des Herrn wird entheiligt». Aber der Schaden ist noch tiefer. Und das ist nun der zweite Grund, auf den der Bote seinen Finger legt. Die heidnischen Frauen sind wohlhabender. Sie bringen wertvolle Beziehungen mit. Und für manch einen sind sie ganz ordinär — jünger und schöner. So kommt es, dass nicht nur fremde Töchter heimgeholt werden, sondern israelitische Ehefrauen und Familienmütter müssen weichen, weil «eines fremden Gottes Tochter» dem Eheherrn besser gefallen hat. Man redet vielleicht von «Blut-auffrischung». Jeder findet Dutzende von Gründen, wenn ihm seine Frau zu alt geworden ist und er lieber eine jüngere hätte. Es liegt also nicht nur Mischehe vor, sondern Ehebruch und Ehescheidung.

Zu dieser Doppelsünde schweigen die Pfaffen; aber der Bote hat einen Auftrag, und es steht nicht in seinem Belieben oder Ermessen, ob er ihn ausrichten will: «Keiner breche dem Weib seiner Jugend die Treue» (15). Hat er die guten Tage

mit ihr gehabt, dann habe er auch die anderen. «Darum, weil der Herr Zeuge gewesen ist zwischen dir und dem Weib deiner Jugend, dem du die Treue gebrochen hast» (14), darum, weil es hier nicht stimmt im Volk und weil die Priester zur Mischehe mit Heidinnen, zu Ehebruch und Ehescheidung schweigen, darum ist der Altar so leer gebrannt und darum sind alle Quellen der Erneuerung verstopft; und darum nützt alles Seufzen und Weinen und alles Rutschen auf den Knien nichts, wenn nicht da die Umkehr beginnt, «denn ich hasse die Ehescheidung, spricht der Herr, der Gott Israels» (16).

Aber der Schaden ist noch einmal tiefer. Der Bote sieht in diesem ehelichen Verhalten gleichsam einen doppelten Treubruch. Er sieht den Ehebund ganz nah bei jenem anderen Bund, von dem bei Beginn dieses Gesprächs die Rede war (10). Wer dem Eheweib die Treue bricht, hat sie einem Menschen gebrochen; der Bote aber fährt weiter und stellt fest, dass er die Treue auch Gott gebrochen hat. Er nennt die Frau «deine Gesellin und das Weib deines Bundes» (14). Damit aber stehen wir vor einem grossen Geheimnis. So wie Gott sein Verhältnis zu seiner Gemeinde, seinen ewigen Bund, eine Ehe nennt, so nennt der Bote jetzt hier umgekehrt, von der Ehe aus gesehen, das Verhältnis zwischen Mann und Weib, also die Ehe — einen Bund. Man muss das ganze Gewicht dieses Wortes ermessen, zumal es in diesem Zusammenhang mit dem ewigen Bund Gottes genannt wird, wie das hier in diesem vierten Gespräch so deutlich der Fall ist. Das genau gleiche Wort (Berit), das der Bote am Eingang des Gesprächs für die Bezeichnung des ewigen Gottesbundes anwendet, braucht er jetzt gegen Schluss des gleichen Gespräches für das Verhältnis zwischen Ehemann und Ehefrau. Dieser Bund ist eben nicht nur ein Vertrag, den man lösen oder schliessen kann, nicht nur ein Bündnis zwischen zwei Menschen, die sich die Hände reichen, sondern ein Bund, den Gott geschaffen hat und anbietet, in diesem Sinn ein ewiger Bund. «Sie ist doch deine Gesellin und das Weib



deines Bundes», das heisst nichts weniger, als dass die Ehe unscheidbar ist. Sie ist wie ein Reissverschluss, der nach oben sich schliesst, und dessen Schiebergriff, einmal oben, uns Menschen zu hoch hängt. Darum «ich hasse die Ehescheidung, spricht der Herr» (16), darum, weil eine Ehescheidung den Bund antastet. So wahr der Bund Gottes mit uns Menschen trotz unserer Untreue unscheidbar ist, so wahr ist es auch der Ehebund zwischen zwei gläubigen Menschen. Die Ehe ist ein Bund. In der gleichen Richtung spricht Christus, wenn er sagt: «Habt ihr nicht gelesen, dass der Schöpfer anfänglich einen Mann und ein Weib erschaffen hat? Darum wird ein Mensch Vater und Mutter verlassen, und seinem Weib anhangen, und die zwei werden ein Fleisch sein. Was nun Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden» (Matth. 19,6.7). Und wenn dann auch gleich nachher das Wort vom Scheidebrief steht, den Mose zugelassen hat, so ist doch die Absicht Christi klar ausgesprochen durch die Bemerkung: «Von Anbeginn aber ist's nicht also gewesen» (Matth. 19,8). Es ist der gleiche Gott, der bei Maleachi die Ehescheidung hasst, und der durch Christus spricht: «Was nun Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden.» Und noch einmal auf der gleichen Linie liegt, was Paulus den Ephesern schreibt im 5. Kapitel. Wo Paulus wie in diesem Kapitel vom Verhältnis zwischen Mann und Weib spricht, da redet er nicht nur von einem naturhaften Vorgang oder von einem Rechtsbegriff, sondern von einem Geheimnis. Paulus sagt hier von der Ehe: «Das Geheimnis ist gross; ich deute es auf Christus und seine Gemeinde.»

Und nun noch einige Erwägungen mehr seelsorgerlicher Art: Wie kommt es nur, dass der Bote von allen menschlichen Gemeinschaftsmöglichkeiten (Volksgemeinschaft, Arbeitsgemeinschaft, Nachbarschaft, Kameradschaft) einzig und ausgerechnet die Ehegemeinschaft herausgreift und diese Ehegemeinschaft in jene, fast untragbare und fast

unheimliche Nähe des ewigen Gottesbundes rückt? Warum tut er das mit der Ehe? Einmal ist's ja nicht er, der das tut, sondern Gott. Man lese die allerersten Blätter der Bibel daraufhin durch. Dann aber kann uns folgende Überlegung einiges, wenn auch nicht erklären, so doch hilfreich sein: «Je weiter wir Menschen auseinander wohnen, umso weniger Möglichkeit hat die Sünde, ihre scheidende Wirkung auszuüben. Umgekehrt, je näher wir Menschen einander kommen, umso mehr Sprengwirkung bekommt die Sünde. Ja, die Sprengwirkung der Sünde nimmt zu im Verhältnis zu unserer menschlichen Annäherung. Die Ehe aber ist von allen Möglichkeiten des menschlichen Naheseins, der Nächsten-schaft, die erste und nächste. Im engen Raum stossen sich die Dinge; weil wir in der Ehe einander die Nächsten, die Allernächsten sind, darum hat hier die Sünde ihre maximale Sprengwirkung. Darum ist die Ehe in besonderer Weise der Ort der Scheidung und der Versündigung und wohl auch in besonderer Weise ein Ort des Todes. Über Vaterschaft und Mutterschaft schwebt von Anfang an der Schatten der Sterblichkeit und des Todes. Es ist daher ein wundes, ein sehres (verletztes) Gebiet, das wir anrühren, so oft wir von der Ehe sprechen, es ist ein Lazarett, das wir damit betreten, es ist eine Walstatt voll Verwundeter und Leidender. Ja, es ist nicht irgendeine Walstatt neben anderen, die Ehe ist, wenn auch der verborgenste, so doch der blutigste Kriegsschauplatz des Menschengeschlechtes.

Und nun haben wir gehört, dass Gott gerade diesem Orte der Verwundung, diesem blutigen und unglückseligen Ort nicht nur Beachtung schenkt, sondern dass er ihn ausgezeichnete und besonderer Sorge und Pflege würdigt. Ja, wir können hier, ohne Gefahr zu laufen, nach einer abgegriffenen Münze zu greifen, mit Fug und Recht sagen: «Wo die Not am grössten ist, da ist der Helfer am nächsten.» Darum redet der Bote von der Ehe als vom Bund, darum spricht Paulus von der Ehe als vom Geheimnis zwischen Christus und seiner

Gemeinde, darum betritt Christus nun gleichsam diese Walstatt als der Herr und als der Heiland der Ehe. So wie er das Haupt der Gemeinde ist, so ist er über dem Manne das Haupt der Familie. Weil die Ehe in besonderer Weise ein Meer von Blut und Tränen ist, darum ist hier der Arzt und Samariter in besonderer Weise zugegen als Herr, auch über die Ehenot. Höre es doch jeder, der um diese Not weiss, und, wer wüsste nicht darum? Wer kann hier anderswo stehen als in der Vergebung und von anderswo her leben wollen, es sei denn von Ostern her? Ihr in der Ehe Begrabenen, ihr Gefangenen in der Ehe, ihr an der Ehe Zerbrochenen, ihr in der Ehe Gefallenen, und ihr, die ihr noch dadurch wund seid an der Ehe, dass sie euch verschlossen blieb, und vor allem ihr Geschiedene, die ihr nicht nur wie Amputierte, sondern wie lebendig Halbierte weiterleben müsst — hört es doch: Christus ist in besonderer Weise der Herr und Arzt der Ehe. Das Geheimnis ist gross.

«Haben wir nicht alle einen Vater? Hat uns nicht ein Gott geschaffen? Warum handeln wir denn treulos einer am andern, und entheiligen den Bund, mit unseren Vätern gemacht?» Haben wir nicht alle einen Vater, auf beiden Erdhälften und in beiden Eehälften? Einen Vater in dem einen Sohn?

## Das fünfte Gespräch: „Oder wo ist denn der Gott des Gerichts?“

*17 Ihr ermüdet den Herrn mit euren Reden. Da fragt ihr: «Womit ermüden wir ihn?» — Damit, dass ihr denkt: «Ein jeder, der Böses tut, ist doch gut in den Augen des Herrn, und an solchen hat er Gefallen — oder: Wo ist denn der Gott des Gerichts?»*

*3,1 Siehe, ich sende meinen Engel, dass er den Weg vor mir bereite, und plötzlich kommt zu seinem Tempel der Herr, nach dem ihr verlangt; und der Engel des Bundes, nach dem ihr begehrt, siehe, er kommt, spricht der Herr der Heerscharen. 2 Aber wer wird den Tag seines Kommens ertragen? und wer wird bestehen, wenn er erscheint? Denn er ist wie das Feuer des Schmelzers und wie die Lauge der Wäscher. 3 Er wird sich setzen, zu schmelzen und zu reinigen; er wird die Söhne Levis reinigen, wird sie läutern wie Gold und wie Silber, dann werden sie dem Herrn Speisopfer bringen in Gerechtigkeit; 4 und das Opfer Judas und Jerusalems wird dem Herrn angenehm sein wie in den Tagen der Vorzeit, wie in längst vergangenen Jahren. 5 Ich nahe mich euch zum Gericht und werde unversehens Zeuge sein wider die Zauberer und wider die Ehebrecher, wider die Meineidigen und wider die, die dem Tagelöhner, der Witwe und dem Waisenkind Gewalt antun und den Fremdling bedrücken, wider sie alle, die mich nicht fürchten, spricht der Herr der Heerscharen. Maleachi 2,17 - 3,5*

Die Verzagtheit nimmt immer neue Formen an, zum Teil überraschende. Sie ist von einer nachgerade ermüdenden Mannigfaltigkeit und Unerschöpflichkeit. In diesem fünften Gespräch begegnet sie dem Boten mit dem vorwurfsvollen Ruf: «Wo ist denn der Gott des Gerichts?» Sie entsetzen sich über die Welt, über das ungenierte Gebaren der umliegenden Heiden und Halbheiden, über ihr dunkles Treiben mit Zauberei und okkultistischen Machenschaften, über die Unzucht zwischen den Geschlechtern, wie sie oft mit dem Heidentum Hand in Hand geht, über meineidige Treulosigkeit in Handel

und Wandel. Unter dieser Umgebung leiden die Frommen Jerusalems. Und sie leiden umso mehr darunter, weil, wie wir gehört haben, dieses Heidentum von allen Seiten in die Gemeinde einzudringen droht, nicht nur durch ansteckendes Fraternisieren, nicht nur durch gefährliche Verbrüderung, sondern gar durch das Knüpfen verwandtschaftlicher Bande. So suchen die Verzagten die Ursache der eigenen Notlage nicht drinnen, sondern draussen. Sie sind jetzt so etwas wie «verzweifelte Patrioten» oder wie man sie nennen will, Leute, die den sicheren Untergang kommen sehen, wenn dem Treiben der anderen nicht bald Einhalt geboten wird. Was bleibt ihnen anderes, als auch diesen neuen Kummer ihrem Gott zu klagen! Und ihre Klage wird im Verlauf der gar langsam vergehenden Jahre dringlich, ja, sie wird ungeduldig, sie wird zur Anklage; und nun ist nur noch ein kleiner Schritt bis zum eigentlichen Murren und bis zur offenen Lästerung. Sie können es nicht verstehen, dass Gott nicht gegen die Schädlinge einschreitet. Wenn einer ein brennendes Interesse daran haben sollte, dass hier baldige und wirksame Remedur geschaffen wird, dann ist es doch er. Und gerade Gott schaut dem Treiben der Leute zu! Diese Bedrängnis treibt die bekümmerten Frommen und verzweifelten Patrioten zur trotzigigen Annahme: «Ein jeder, der Böses tut, ist doch gut in den Augen des Herrn, und an solchen hat er Gefallen» (2,17). Und die Gebete der Frommen werden mehr und mehr zu düsteren Schreien nach Strafe und zu gewaltsamen Rufen um Rache über die arge, verderbte Welt «oder wo ist denn der Gott des Gerichts?» Es mag ihnen zumute sein wie manchem stillen Bürgersmann, wenn er am Feierabend die Zeitung liest und da vernimmt, welch schreckliche Dinge in der Welt draussen vor sich gehen, und der dann etwa sein Leibblatt mit dem Stosseufzer beiseite schiebt: Wenn doch der Herrgott da einmal ein Wörtlein spräche! «Oder wo ist denn der Gott des Gerichts?» Etwas von solch verzagtem Ingrimme mag jenen Frommen angekommen sein,

von dem Angelica Balabanoff, die frühere Sekretärin Mussolinis erzählt: Als in einer Agitationsversammlung in Lausanne ein Christ aufstand und etwas von Gott sagen wollte, da habe ihm der junge Mussolini so geantwortet, dass er seine Taschenuhr zückte und sagte, er gebe diesem Gott fünf Minuten Zeit; wenn er existiere, dann solle er das so beweisen, dass er ihn, Mussolini, in den nächsten fünf Minuten töte. Wenn dies Ereignis ausbleibe, dann gäbe es keinen Gott. Da mag jener Fromme geseufzt haben: «oder wo ist denn der Gott des Gerichts?»

Aber mitten in solch trotzig und verzagte Stimmung hinein ruft der Bote: «Ihr ermüdet den Herrn mit euren Reden.» Man mag solches Losziehen über die verderbte Umwelt in frommen Kreisen noch so gerne hören, Gott selber hört es nicht halb so gern, ihn «ermüdet ihr mit eurem Gerede», es kommt ihn gleichsam ein Gähnen an. Gott hat offenbar seinen Kindern und Knechten eine andere Rolle zgedacht als die, über die Welt zu klagen. An Gebeten, die den Untergang über die böse Welt herbei- und herab rufen, hat Gott offenbar überhaupt keine Freude. Sonst hätte Christus jenen zwei Jüngern, die Feuer und Schwefel auf die Samaritanerstadt herabbeten wollen, nicht den Verweis gegeben: «Wisset ihr nicht, wes Geistes Kinder ihr seid?» Und Abraham hat über Sodom und Gomorrha nicht gerufen «oder wo ist denn der Gott des Gerichts?» An solch trotziger und verzagter Kreuzzugsstimmung gegen die arge Welt mögen Fromme mit verdrängten Machtgelüsten wohl leben, für Gott sind sie «ermüdendes Geschwätz».

Sie verstehen den Boten natürlich nicht: «Da fragt ihr, womit ermüden wir ihn?» Der Prophet führt zwei Gründe an, warum Gott solches, im Grunde halt doch verzagtes Reden nicht gefallen kann: Einmal ist das in seiner ganzen Ungeduld halt einfach ungläubig geredet. Solche Frömmigkeit mit einem Stich ins Gewaltsame vergisst völlig das Geheimnis der Zukünftigkeit im Reiche Gottes. Wenn Gott etwas

nicht «innerhalb der nächsten fünf Minuten» tut, dann will das nie heissen, dass er es überhaupt nicht tun werde. Gott greift selten dann ein, wenn wir meinen, dass es nötig wäre. Er ist in seinem Tun und Lassen so frei, dass er sich keine Zeit vorschreiben lässt. Das gläubige Warten auf Gottes Zeit wurde schon den Leuten um Maleachi schwer, es wird uns immer schwerer, je mehr die Automatisierung unseres ganzen Denkens fortschreitet. Wir denken auch in unserem Glauben und Beten mehr und mehr in Lieferfristen. Wir pflegen dem Lieferanten, der uns die kürzeste Lieferfrist anbietet, den Vorzug zu geben. Aber Gott lässt sich durch unsere Kurzfristigkeit und Ungeduld nicht imponieren. Seine Lieferfristen können ein Jahr, ein Jahrzehnt, ein Jahrhundert dauern. «Rasche Bedienung!» So lautet das Zauberwort — oh, unsere Geschäftswelt weiss, was die Kundschaft begehrt! Und wer nicht rasch bedient wird, läuft zur Konkurrenz. Gott aber erschrickt nicht durch solche Drohung. Geh nur zur Konkurrenz und schau zu, wohin du kommst bei ihr. Gott kann warten. Fehlt nur noch, dass wir anfangen, auch noch in unserem Beten vor Gott zu stehen wie vor dem Automaten, da man oben den Zwanziger hinein wirft und unten die Fertigware verpackt herauszieht. Das ist die Automatisierung unseres Empfindens, das sogenannte «Garagedenken». Gott aber ist auch im Erhören der Gebete nicht unser Diener, sondern der «Herr der Heerscharen». Das ist der eine Grund, warum Gott an der Kreuzzugsstimmung der Verzagten kein Gefallen hat. Aber zum Geheimnis des Reiches Gottes gehört nicht nur die Zukünftigkeit, sondern auch die überraschende Plötzlichkeit. Wenn Gottes Zeit da ist, dann bricht sein Eingreifen plötzlich herein, wie ein Dieb in der Nacht, wenn es niemand erwartet «plötzlich kommt zu seinem Tempel der Herr, nach dem ihr verlangt» (3,1). Ja, während wir Menschen in unserer Ungeduld vergehen, stehen bereits die himmlischen Heerscharen im Anstand und warten auf den Wink vom höchsten Thron. Wenn aber einmal in

der unsichtbaren Welt Gottes Scharen in Bewegung stehen, wer will sie dann noch aufhalten? Und nun ist hier nicht nur von den anonymen Scharen des Himmels die Rede, sondern von zwei besonderen und ausgezeichneten, von einem, der als Herold voran läuft und den Weg bereitet, und ausserdem von einem zweiten, der daraufhin kommen wird, Maleachi nennt ihn geheimnisvoll den «Engel des Bundes». «Siehe, ich sende meinen Engel, dass er den Weg vor mir bereite; und der Engel des Bundes, nach dem ihr begehrt, siehe, er kommt, spricht der Herr der Heerscharen» (3,1). Kann das jemand anderer sein als Johannes der Täufer, der den Weg bereiten wird und der, der nach ihm kommt, von dem er sagt, «nach mir kommt einer, der grösser ist als ich!» Während die Verzagten ungläubig über die Sünde der Welt jammern, steht in der Ewigkeit schon der an der Schwelle, der kommen wird, die verlorene Welt zu retten.

Aus dem aber, was nun der Bote weiter noch geltend zu machen hat, erkennen wir, dass es nicht nur ungläubig ist, über die böse Welt zu jammern, es ist obendrein erst auch noch unklug. Gottes Gericht wird nämlich so kommen, dass die Gemeinde mit getroffen wird. Das muss den Gläubigen, die nach Gottes Gerichten auch gar lüstern sich gebärden, immer wieder in Erinnerung gerufen werden: Wenn die Gerichte über die Welt kommen, dann gehen sie nicht an der Gemeinde vorbei. Dann sitzt die Gemeinde nicht im Trocknen, bis das Gewitter vorüber ist und kann gleichsam durch ein Guckloch zuschauen, wie Gott die Gottlosen bestraft; nein, alle Gerichte treffen immer auch die Gemeinde. Wenn die Gottlosen hungern, dann hungern auch die Gläubigen. Wenn die Gottlosen frieren, dann haben auch die Gläubigen kalt. Gott lässt es regnen nicht nur über die Lasterstätten dieser Welt, sondern, und wenn es Bomben regnete, auch über die Häuser der Frommen, über Kirchen und Kapellen. Wenn verhaftet, gefangen und getötet wird in dieser Welt, dann haben die Gläubigen zu allerletzt Gelegenheit, in die Hände zu



klatschen. Die Bibel weiss wohl um eine Schonung der Gläubigen, aber diese wird selten sichtbar in den zeitlichen Gerichten, sondern erst im letzten, im «Jüngsten Gericht.» Was dem Jüngsten Gericht vorangeht, zieht die Gemeinde in Mitleidenschaft. Das meint wohl der Bote, wenn er den Frommen, die ungeduldig Gottes Gerichte reklamieren, in einer überraschenden Wendung auf den Kopf hin zusagt: «Aber wer wird den Tag seines Kommens ertragen? Und wer wird bestehen, wann er erscheint? Denn er ist wie das Feuer des Schmelzers und wie die Lauge der Wäscher. Er wird sich setzen zu schmelzen und zu reinigen; er wird die Söhne Levis reinigen, wird sie läutern wie Gold und wie Silber» (2,3). Ja, es ist nicht nur so, dass die Gemeinde auch ihren Teil abbekommt an den Gottesgerichten innerhalb der Zeit, sondern es ist sogar so, dass sie dann jeweils mehr leidet als die «böse Welt». Es trifft auf sie sozusagen doppelte Ration, sie leidet, was jeder Bürger dieser Welt, und dazu kommt jeweils noch das besondere Bekenntnisleiden der Gläubigen. So sind im Zusammenhang die Worte des 1. Brief des Petrus (Kap. 4,17) zu verstehen, wenn es dort in Übereinstimmung mit Maleachis Worten heisst: «Das Gericht fängt an am Hause Gottes.»

Der Bote geht nun aber noch einen Schritt weiter, indem er überhaupt diese hochmütige Art der Gegenüberstellung von Gemeinde und Welt in Frage stellt. Nicht anders als so kann es verstanden werden, wenn nun der Prophet genau dieselben Sünden, die vorher so reichlich von den Frommen im Blick auf die böse Welt beseufzt wurden, ihnen selber vorhält und zur Last legt. Maleachi lehrt uns, die Schuld nicht draussen zu suchen, sondern drinnen. Die Not der Kirche ist nicht die Welt, die Not der Kirche ist noch immer die Kirche gewesen. Die dreifache Treulosigkeit, die Untreue gegen Gott, die Untreue gegen den Ehepartner und die Untreue in Handel und Wandel, das heisst, Zauberei, Ehebruch und Meineid, solches sieht der Prophet auch in der Gemeinde

selbst. Wenn jemand der Reinigung bedarf, dann sind sie es, die verzagten Frommen. Dazu nennt er noch eine weitere Sünde, welche die Gemeinde offenbar in besonderer Weise angeht, nämlich die soziale Sünde, das Unrecht am Tagelöhner, an Witwen und Waisen und gegen den Fremdling im Land: «Ich nahe mich euch zum Gericht und werde unversehens Zeuge sein wider die Zauberer und wider die Ehebrecher, wider die Meineidigen und wider die, die dem Tagelöhner, der Witwe und dem Waisenkind Gewalt antun und den Fremdling bedrücken, wider sie alle, die mich nicht fürchten, spricht der Herr der Heerscharen» (5).

Ein Ausleger macht darauf aufmerksam, dass der Bote zu den drei üblichen «personä miserä», zu den drei im Orient immer im gleichen Atemzug genannten eigentlichen Armen, zu Witwe, Waise und Fremdling hinzu, hier noch eine vierte Art nennt, den Tagelöhner. Der rechtlose Fremdling, die wehrlos gewordene Witwe, das Verdingkind, für das sich niemand einsetzt, und der Tagelöhner, der durch keinen Arbeitsvertrag geschützt ist, sondern buchstäblich von Tag zu Tage in der Abhängigkeit nicht nur von den Launen der Witterung, sondern was schlimmer ist, abhängig von den Launen der Menschen, sein Dasein fristen muss. Und nun sagt hier der Bote das Unerhörte, dass zwischen der Art und Weise, wie diese Wehrlosen im Volk behandelt werden und zwischen Gottes Gerichten ein innerer, ein ursächlicher Zusammenhang bestehe. Die Art und Weise, wie gerade diese sonst auf der gesellschaftlichen Stufenleiter als unwichtig beurteilten Menschen behandelt werden, sei entscheidend über Wohl und Wehe der Völker. An den Tagelöhnern, an Witwen und Waisen und am Fremdling im Land könne genau abgelesen werden, wie es um den Stand des Rechtsempfindens bestellt sei. Wenn hier Unrecht und Gewalt geschieht, hier, wo es niemanden so recht gelüstet, sich einzusetzen, da müsse die Gemeinde sich regen, denn hier gehe es in besonderer Weise um Gottes Sache. Und wenn die

Gemeinde dann nicht Zeugnis ablegt, dann fällt dieses soziale Unrecht auf sie, auch dann, wenn sie es nicht selber verübt, wenn sie schon nur dazu schweigt. Wer hier Unrecht tut, der fürchte sich vor Gottes Strafe und Gericht. Denn Gott ist der Vater der Witwen und Waisen, ein Beschützer des Fremdlings und ein Freund des Tagelöhners.

Ich hatte letzthin Gelegenheit, mit einem Flüchtling von hinterm eisernen Vorhang zu sprechen. Die Frau quälte sich um ihren Sohn, den sie dort hat zurücklassen müssen und der nun gezwungen sei zu arbeiten, ich weiss nicht mehr um wie viele Mark in der Woche. Davon aber könne er mit seiner jungen Frau zusammen doch unmöglich leben! Auf die Frage hin, wie viel denn seine Arbeitskameraden verdienten, fuhr sie entsetzt herum: Aber das sei doch ein ganz anderer Fall, ihr Junge sei doch als Sohn des früheren Besitzers kein Tagelöhner! O, du gute Mutter, die du erst jetzt, da es deinen eigenen Sohn betrifft, inne wirst, was es heisst, mit so und so viel Mark die Woche auszukommen! Und mag sie jetzt in heiliger Kreuzzugsstimmung ausrufen: «Herr Pfarrer, wenn sie kommen, die Kommunisten, dann müsst ihr sie mit der Mistgabel zum Land hinausstechen», was konnte man da, im Lichte unseres Prophetenwortes, anderes erwidern als eben: «Es ist besser, sie rechtzeitig mit der Essgabel hinauszustechen.» Wenn Witwen und Waisen, wenn der Fremdling im Land und wenn der Tagelöhner das auf der Essgabel haben, was sie brauchen, dann kann kein Kommunismus ein Volk bedrohen. Aber wenn sie es nicht haben, dann ist ein Volk reif zum Gericht. Der Kommunismus kann nur dort an Boden gewinnen, wo Gerichtsreife vorhanden ist. Die Essgabel ist wirksamer als die schweizerische Mistgabel, wirksamer als die Atombombe Amerikas. Wer da, wo es ums Recht des kleinen Mannes geht, ein oder beide Augen zudrückt, und wäre es der Papst in selbsteigener Person, der hat nicht nur die Kommunisten, der hat Gott gegen sich. Da ist dann der

Gott des Gerichts auf dem Plan. Fürchte man ihn nur! Es ist Grund dazu.

Aber das sei nun nicht unser Letztes, darf nicht unser Letztes sein. Was jetzt noch zu sagen ist, möge nicht als Beruhigung missverstanden werden (Beruhigung ist hier gefährlich), sondern möge angenommen werden als Angebot und Hilfe. Wir haben ein Wort gehört, von dem mir dieser Tage ein nachdenklicher Bauer aus dem Bernbiet schrieb, um dieses einen Wortes willen liebe er den Propheten Maleachi ganz besonders. Es klingt uns das Wort von Dem im Ohre nach, der da kommt, dem vorher der Weg bereitet wird und der an der Schwelle steht. Und in Verbindung mit diesem Kommen das herrliche Wort vom Feuer des Schmelzers und von der Lauge des Wäschers: «Er wird sich setzen zu schmelzen und zu reinigen; er wird die Söhne Levis reinigen, wird sie läutern wie Gold und wie Silber.» Dies Wort vom Schmelzen, das zwar ein Gericht ist, zugleich aber ein gnadenvolles Waschen, Reinigen und Läutern, das ist's warum jenem Bauersmann der Prophet Maleachi so besonders lieb geworden ist. Was kann anderes der Sinn der Gerichte sein, die jetzt über die Erde fegen und die angefangen haben am Hause Gottes, als dass eben jetzt die Gemeinde im Feuer geschmolzen wird, damit sie gewaschen, gereinigt und geläutert aus diesem Gericht hervorgehe! Und das wird dann geschehen, wenn jetzt eine Schar auf der ganzen Welt, zerstreut in allen Völkern, stille wird und nicht zu massive Töne von sich gibt über die Kirche, sondern erkennt, dass nicht die Welt in erster Linie, sondern die «Söhne Levis», die Kirchen, der Reinigung und Läuterung bedürfen. Wo diese buss- und gnadenvolle Erkenntnis mächtig wird, da darf dann noch einmal die Frage erhoben werden: «Oder wo ist denn der Gott des Gerichts?» Aber es sind nun nicht mehr die Trotzigen und Verzagten, die diese Frage stellen, es sind jetzt die Begnadigten und Gerichteten. Und für sie lautet die Antwort nun: Dort am Kreuz ist das grosse Schmelzen und

die grosse Läuterung, dort ist die grosse, die ganz grosse  
Wäsche der Welt. Dort ist der Gott, der da richtet und das  
Gericht auf sich nimmt, damit viele gerettet — gerettet —  
gerettet — werden.

## **Das sechste Gespräch: „Ich bin der Herr und habe mich nicht geändert“**

*<sup>6</sup> Ich bin der Herr und habe mich nicht geändert; aber ihr, Söhne Jakobs, seid noch immer dieselben. <sup>7</sup> Seit den Tagen eurer Väter seid ihr von meinen Satzungen abgewichen und habt sie nicht gehalten. Bekehret euch nun zu mir, so will ich mich zu euch auch kehren, spricht der Herr der Heerscharen. Ihr aber sprecht: «Worin sollen wir uns bekehren?» <sup>8</sup> Ist's recht, dass ein Mensch Gott betrügt, wie ihr mich betrüget? Und ihr sprecht: «Womit betrügen wir dich?» Am Zehnten und Hebopfer. <sup>9</sup> Vom Fluch seid ihr getroffen, und doch betrügt ihr mich, ihr, das gesamte Volk. <sup>10</sup> Bringet aber den Zehnten ganz in mein Kornhaus, dass in meinem Hause Speise sei, und prüfet mich hierin, spricht der Herr der Heerscharen, ob ich euch nicht des Himmels Fenster auftun werde und Segen herabschütten die Fülle. <sup>11</sup> Und ich will für euch den Fresser schelten, dass er euch die Frucht auf dem Felde nicht verderbe und der Weinstock im Acker nicht unfruchtbar sei, spricht der Herr der Heerscharen. <sup>12</sup> Dann werden euch alle Völker selig preisen; denn ihr werdet ein Land des Wohlgefallens sein, spricht der Herr der Heerscharen. Maleachi 3,6-12*

Das ist nun das Neueste, was unter den Verzagten als Rede umgeht: Gott habe sich verändert. Er sei eben nicht mehr der gleiche Gott wie zur Zeit der Glaubensväter, als er durchs Meer und durch die Wüste einen Weg bahnte, die Mauern Jerichos niederlegte, als er durch David den Goliath und die Philister schlug. Ob es sich wohl um Anzeichen des Alterns und des Nachlassens handelte, um Schwächezeichen? Das war doch damals noch eine «gute alte Zeit»! Jetzt aber geht es ihnen denkbar schlecht. Sie haben täglich einen nackten Kampf um ihr Dasein zu führen. Und über das alles stellen sich nun auch noch Misswachs und Schädlingsplagen ein. Der Fresser wütet in den Kulturen, der Weinberg versagt den Ertrag. Es kann kein Zweifel bestehen, Gott ist nicht mehr

der gleiche. Gott hat sich geändert, und zwar zu seinen Ungunsten! Aber, «ich bin der Herr und habe mich nicht geändert» (6). Er ist, der er ist, wird sein, der er sein wird. Unwandelbar, beständig und unermüdlich ist er vor allem in seinem Erbarmen. Auch wenn er seine Kinder auf magere Ration setzt, auch wenn er seine Knechte an kurzer Leine führt, wenn er über sein Volk Gericht hält und Heimsuchung schickt, ist er unwandelbar in seiner Güte, «sein Reich ist ein ewiges Reich und seine Jahre nehmen kein Ende». «Ich bin der Herr und habe mich nicht verändert; aber ihr, Söhne Jakobs, seid noch immer dieselben» (6).

Das heisst, Gott hat es auch gar nicht nötig, sich zu ändern. Anderen aber, so führt nun der Bote das Gespräch mit den Verzagten weiter, anderen könnte es durchaus nicht schaden, wenn sie sich ändern täten. Und es ist fast etwas wie Ingrimms dabei, wenn er ihre Klage über Gott nun als Anklage gegen sie umkehrt und ihnen vorhält: Ihr allerdings, die ihr euch ändern solltet, ihr seid die gleichen geblieben — leider! Ihr waret wankelmütig und halsstarrig, ihr waret stolz und verzagt von jeher, redet nur nicht zu laut von eurer «guten alten Zeit»: «Seit den Tagen eurer Väter seid ihr von meinen Geboten abgewichen und habt sie nicht gehalten» (7). Und es ist wohl eine Anspielung auf den Bruderbetrug Erzvaters Jakob, wenn er sie Betrüger nennt. So wie Gott in seiner Güte sich selber treu geblieben ist, so sind wir Menschen in unserer Bosheit und Untreue auch geblieben, die wir immer waren. Es war dann nicht so weit her mit unserem Fortschritt, mit dem Besserwerden der Menschen. Der «Höhenweg» der kleinen und der grossen Völker, die Hochzucht der Rasse war dann ein Traum!

Aber — muss man das uns Heutigen noch extra sagen? Wissen wir es nicht? Viel zu gut wissen wir es schon! Es ist vor allem unserer Jungmannschaft auf die Stirne gezeichnet und in die Seele gebrannt, dass «ja doch alles nichts ist», dass «ja doch alles keinen Wert hat in hundert Jahren», dass es darum

viel gescheiter ist, mit dem Besserwerden gar nicht einmal zu probieren. Weltverbesserung ist für dies Geschlecht sowieso nicht mehr interessant. Ich mag mich an einen unserer Lehrer erinnern, der rief einem unserer Mitschüler beinahe jeden Tag die Worte zu: «Du bisch doch gäng dr glych!» Du bist doch immer der gleiche. Das war ein guter Schulmeister, aber ein schlechter Erzieher. Ist der Prophet nun auch unter die schlechten Erzieher gegangen? Sagt er uns auch, es sei dumm, an eine Wendung zum Besseren zu glauben? Hält er uns auch vor, dass wir ja doch immer die gleichen bleiben werden?

Ja und nein. Ja, er weiss um die notorische Unverbesserlichkeit des Menschen. Aber dann schliesst er daraus, was einen nur tief überraschen kann, so dass man aufhorchen möchte, dass wir uns bekehren sollen: «Bekehret euch nun zu mir, so will ich mich zu euch auch kehren, spricht der Herr der Heerscharen» (7). Diese kühne Wendung beobachten wir nicht allein bei Maleachi, es geht hier um eine Eigentümlichkeit der Propheten, der ganzen biblischen Botschaft überhaupt. Niemand weiss so Bescheid um die Verderbnis des Menschen von alters her, und niemand ruft so dringlich und so freundlich wie diese Männer: «Bekehret euch nun zu mir!» Was in aller Welt bewegt die Gottesknechte mit der Zumutung, sich zu bekehren, an Wesen, wie wir Menschen sie von unserer Väter Zeiten nun einmal sind, heranzutreten? Es wäre ja wahrhaftig wieder so etwas wie eine Hoffnung vorhanden, wenn es um diese Bekehrung etwas wäre! Aber wie, wenn es wieder und noch einmal nichts damit ist? Ist es nicht grausam, falsche Hoffnungen zu wecken, wenn diese uns dann doch nur um eine weitere Enttäuschung bereichern sollten? Oder wissen Männer wie Maleachi etwas, das wir nicht, noch nicht, wissen? Sehen sie heimlich eine Möglichkeit, die wir nicht, noch nicht kannten? Und wie war es denn übrigens, wenn wir bis dahin Menschen begegneten, die sagten, sie seien bekehrt, die sich Bekehrte nannten? Waren die



Erfahrungen, die wir mit ihnen machten derart, dass sie uns Mut einflössen, an die Möglichkeit von Bekehrungen zu glauben?

Tatsächlich ist das, was uns da und dort im Land als Bekehrung begegnet, gottlob nicht immer, aber doch sehr oft, ein Zerrbild dessen, was der Bote hier den Verzagten anbietet und zumutet. Wir nennen uns Bekehrte und pflegen dabei den Nachdruck auf unser Tun zu legen, auf unser Vermögen und Verdienst. So hat das Bekehrte sein weithin ein etwas moralisch-hochmütiges Gerüchlein bekommen. Und weil die Bekehrung uns, die weil wir auf unser Vermögen schauen, ja doch immer wieder nicht gelingt, uns nicht gelingen kann, fangen wir dann zwangsläufig an, unwahr zu werden oder steigern uns in ein unselig verkrampftes und unglückliches Wesen hinein. Mit solch hochmütiger und büsserisch düsterer Moralität hat das, was die Bibel unter Bekehrung versteht, wenig zu tun. Auch wenn wir uns bewusst sind, wie sehr Vergleiche hinken, mag uns zum Verständnis dessen, was Maleachi meint, wenn er zur Bekehrung ruft, ein Vergleich aus der Technik weiterhelfen. Beim Eisenbahnfahren kommt es bekanntlich darauf an, dass man in den Zug einsteigt, der in der Richtung fährt, die zum gewünschten Ziele bringt. So ist auch die Bekehrung gleichsam ein Kurs, den man einschlägt, eine Gesamtrichtung, die das Leben bestimmt, ein Unterwegs zu einem Ziel. Das will aber nicht behaupten, dass man in alle Einzelheiten hinein ein sündloser Mensch werde; man kann sogar, auch wenn man glücklicherweise in den rechten Zug eingestiegen ist, der in der guten Richtung fährt, unter Umständen unterwegs sich einmal so benehmen, dass es einen nachträglich reut und straft, kann ein nicht gerade gescheites Gespräch führen oder über bösen Gedanken sich ertappen, vielleicht geht die Fahrt sogar durch allerlei Kehrtunnel, durch Kurven und Kehren, aber sie führt doch gnädig zum Ziel. Umgekehrt ist es denkbar, dass man in den falschen Zug einsteigt, der in der

Richtung von Gott weg führt. Unheimlicherweise kann man da als Passagier viel Nützliches und Gescheites unternehmen, kann moralisch hochstehend sich betätigen, sich in guter Gesellschaft befinden, vielleicht sogar Zweite oder Erste fahren, schnurstracks durch irgend eine platte Ebene sausen, was aber alles nichts daran ändert, dass man in der falschen Grundrichtung fährt, im falschen Zuge sitzt, der von Gott wegführt und darum das Ziel verfehlt. Sich bekehren heisst darum, den falschen Zug verlassen, umsteigen, die rechte Richtung einschlagen, die zum Ziele führt. So meint es der Bote, wenn er den Trotzigen, die meinen, Gott sei ein anderer geworden, hier zuruft: «Bekehret euch nun zu mir, so will ich mich zu euch auch bekehren, spricht der Herr der Heerscharen.»

Wenn es im gleichen Atemzuge heisst, Gott wolle sich auch seinerseits uns zuwenden, dann kann es doch nicht anders sein, als dass der Akzent eben auf diesem zweiten Teil des Satzes liegt: Wichtiger als alles, was wir Menschen tun oder lassen können, ist das, was Gott tut. Gott will sich zu uns kehren! War nicht das von jeher sein Tun, dass er sich uns zuwandte! Dass er mit uns überhaupt etwas haben wollte, dass er uns überhaupt erschuf! Und ist nicht das seine Liebe von Anfang an, und ist nicht gerade das die Unwandelbarkeit seiner Treue, dass er sich durch nichts davon abbringen liess, sich zu uns zu kehren! So schaut der Prophet da, wo er von der Bekehrung spricht, nicht in erster Linie auf uns Menschen, sonst würde auch ihm vorweg jeglicher Mut entsinken, uns Bekehrung anzubieten; er schaut über uns hinaus und an uns vorbei auf den Gott, der sich zu uns gewendet hat. Gott ist der Anfänger und der Vollender aller Bekehrung. Er will uns anschauen, er will nicht gegen, er will für uns sein. Das aber heisst nach der tiefen Erkenntnis Maleachis nichts anderes als: Gott will uns segnen. Aller Segen Gottes besteht darin, dass Gott uns beachtet, dass er uns wohl will und gnädig ist. Und wenn der Bote hier den

Verzagten mitteilt, Gott wolle sich zu uns kehren, dann sagt er damit nichts anderes, als was gemeint ist in den bekannten Segensworten: «Der Herr segne euch und behüte euch, er lasse sein Angesicht leuchten über euch und sei euch gnädig, er erhebe sein Antlitz auf euch und gebe euch seinen Frieden.» So kehrt sich Gott zu uns Menschen, indem sein Angesicht gnädig über uns aufleuchtet. Es ist eben mit der Bekehrung (um jetzt einen Vergleich aus der Natur zu gebrauchen) wie bei der Sonne und den Blumen. Wenn die Sonne leuchtet, bei den Alpenblumen sieht man es besonders gut, dann dreht sich die Blume nach der Sonne. Sie kann auf diese Weise, während der Dauer eines sonnigen Tages mit ihrem Köpfchen den ganzen Lauf der Sonne mit beschreiben vom Aufgang bis zum Niedergang, und eine Drehung von 180 Grad vollziehen; das heisst niemals die Blume könnte das! wenn die Sonne nicht schiene, dann stände die Blume still und ihre Kelchlein wären verschlossen und verschrumpfelt. Die Sonne ist es, welche die Blume mit sanfter Gewalt in ihren Lauf und in ihre Richtung einbezieht. So ist es Gottes leuchtendes Angesicht, das unseren Blick und unser ganzes Wesen an sich zieht, uns die Seele öffnet, so dass da unten Menschenköpfe und Menschenherzen um 180 Grad umgewendet werden. Gerhard Tersteegen hat gewusst, was Maleachi meint, wenn er sagt, Gott kehre sich zu uns: «Wie die zarten Blumen willig sich entfalten und der Sonne stille halten, lass mich so, still und froh, deine Strahlen fassen und — *dich wirken lassen*.

Mit anderen Worten, wo hier der Ruf ergeht: «Bekehret euch nun zu mir!» da gilt es jeweils, einen Segen als Geschenk zu empfangen. Da heisst es dann stets, Gott wolle schenken, der Mensch dürfe sich beschenken lassen. Dazu soll der Mensch bereit sein. Es ist dann, wie wenn der freundliche Bauer auf dem Dienstagmarkt dem kleinen Jungen oder Mägdlein zurnuft! «Halt die Hand dar!» oder gar die Kappe oder Schäume, und wenn er sie ihm dann mit Pflaumen füllt. Weil Gott «des

Himmels Fenster aufzutun und Segen die Fülle herabschütten» (10) will, darum, und einzig darum ergeht hier der Ruf: «Bekehret euch nun zu mir!» Ja, Gott will so ganz segnen, dass er den Unsegen vertreiben und beseitigen will. Er will «den Fresser schelten, dass er euch die Frucht auf dem Felde nicht verderbe, und der Weinstock im Acker nicht unfruchtbar sei» (11). Der Segen Gottes soll so übermächtig werden, dass es ein Ende haben wird mit aller unseligen Schädlingsbekämpfung, weil Gott selber den Fresser schilt. Wäre es aber nicht unsagbar traurig, wenn der dumme Bub auf dem Dienstagsmarkt, anstatt die Hände darzuhalten, sich trotzig und verzagt abwendete und die Hände in den Hosensäcken vergraben wollte? Der trotzig und verzagte Mensch kann nicht empfangen, was Gott ihm schenken will. Das ist umso trauriger, wenn wir bedenken, welch gewichtige und bedeutungsvolle Zukunftsfracht den Worten unseres Boten innewohnt. Wir erinnern uns hier daran, dass es ja das letzte Buch des Alten Testaments ist, an dem wir hier stehen, und dass wir nun wirklich auf der letzten Seite des Alten Testaments angekommen sind. Dort drüben aber, auf dem anderen Blatt, zum Greifen nah, sind nun die Worte zu lesen: «Das Neue Testament unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi nach der deutschen Übersetzung D. Martin Luthers.» Dort drüben steht Johannes der Täufer. Er steht so nah, dass er und Maleachi sich beinahe die Hände hinüberstrecken könnten. Und dort nimmt der Täufer dann den Ruf des Boten auf und wir hören ihn sagen: «Tut Busse! Bekehret euch! denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen!» In Jesus Christus geschieht es nun, dass Gott sich zu uns kehrt. Jesus Christus ist nun Gottes leuchtendes Antlitz, das er uns segnend zuwendet. Er ist die Sonne, die dort am Horizont erscheint. In Jesus Christus hat Gott «des Himmels Fenster aufgetan und Segen die Fülle herabgeschüttet». Aufgegangen ist hier nun das Fenster des Himmels. So wie zu Noahs Zeiten die Schleusen des Himmels sich öffneten, um Tod und Verderben

herabzugliessen, so ist nun in Jesus Christus umgekehrt das Fenster des Himmels aufgetan. Und in Jesus Christus ist nun der Fresser gescholten, so dass es ihm ungemütlich wird und dieser sich windet und krümmt wie der Lindwurm am Spiess; da ist der alten Schlange der Kopf zertreten. Und in Jesus Christus ist ein Weinstock gepflanzt, der seine Frucht nicht versagen wird. Komme, wer kommen mag, und halte hier beide Hände dar, die Kappe und die Schürze dazu, denn hier ist Segen die Fülle.

Wenn je einem Geschlecht, dann ist die Botschaft von der Fülle der Zeit, von der Zuwendung Gottes zu dieser armen Erde, von den geöffneten Himmelfenstern und von der offenen Himmelstür, diesem Geschlecht angeboten. Noch nie haben so viele Menschen auf Erden gelebt, die den Namen Jesu kannten und kennen zu lernen Gelegenheit hatten. Und, wie wenn die Erde eifersüchtig würde auf den Himmel, auch sie schüttet in immer neuen Überbietungen ihre Fülle aus über dieses Geschlecht. So erhält unsere Generation geradezu beängstigend, wie nie eine zuvor, den Zugang zu den verborgenen Schätzen der Höhe und der Tiefe, zu den Segnungen der Erlösung und zu den Reichtümern der Schöpfung. Die Geheimnisse der Atomenergie fangen an, sich zu öffnen, die Nibelungenschätze der Tiefsee und die Energien der Stratosphäre warten der Erschliessung. Grösser aber, unvergleichlich und unzusammenzählbar herrlicher ist das Geheimnis der Weihnacht, da in Erfüllung geht, wenn es hier heisst «es werden euch alle Völker selig preisen; denn ihr werdet ein Land des Wohlgefallens sein» (12). Wie aber, wenn dies Geschlecht inmitten solcher Überfülle an Segen der Erlösung und der Schöpfung, für Gott verschlossen, das heisst, unbekehrt bleibt? Wie, wenn dies Geschlecht sich Christus verschliesst, ihn steinigt und kreuzigt, anstatt sich zu ihm zu bekehren! Müsste dann der unbekehrte Mensch, weh uns, dreimal weh!, an der bedrängenden Fülle des Segens nicht unfehlbar zugrunde gehen? Von wenigen wird

heute diese fürchterliche Gefahr erkannt. Hin und wieder bahnt sich der beschwörende Mahnruf eines Erschrockenen mühsam den Weg durch die Ahnungslosigkeit unseres Volkes. Wir ahnen von hier aus, welche eine «letzte Chance» Gott in seiner Güte, die sich nicht ändert, diesem Geschlecht anbietet, dadurch, dass er es zur Bekehrung ruft.

Aber nun schwebt uns schon die ganze Zeit über die Frage auf den Lippen: «Was sollen denn wir tun?» Haben denn wir bei der Bekehrung nicht auch unseren Beitrag zu leisten? Seltsam, wie prompt sich diese Frage meldet, sooft in der Bibel das Angebot der Bekehrung machtvoll ergeht. Schon am Tage der Pfingsten, da den Leuten Rettung «von diesem verkehrten Geschlecht» angeboten wird, stellt sich die Frage ein: «Was sollen wir tun?» Sie wird auch dem Täufer am Jordan gestellt auf seinen Ruf zur Umkehr hin, sie fehlt nun auch bei den Verzagten in der Umgebung Maleachis nicht. «Worin sollen wir uns bekehren?» (7) Die Antwort des Boten kann nicht anders, als uns zunächst enttäuschen: «Bringet die Zehnten ganz in mein Kornhaus» (10). Sie sollen die Zehntsteuer zum Unterhalt des Tempels und der Gottesdienste ganz abliefern, sollen endlich einmal aufhören mit ihren läppischen Versuchen, Gott durch allerlei Kniffe zu betrügen. Also ein Gebot, den Kultus betreffend! Und das soll nun so wichtig sein? Als ob ein Maleachi Aktien am Tempel hätte! Ist es denn nicht eine Nebensächlichkeit, des prophetischen Einsatzes unwert, worauf der Bote hier den Zeigefinger legt? Kommt uns diese Antwort in Anbetracht der weltweiten und himmelhohen Reichsgottesvorgänge nicht vor wie das Deckelchen der Kaffeekanne auf den Suppentopf? zu klein, zu geringfügig?

Man hat tatsächlich um dieser seiner Antwort willen dem Boten schon etwa von Theologenseite eine schlechte Note erteilen wollen und ihm nachgeredet, er sei halt gar kein grosser Prophet mehr, er sei nur noch ein Epigone (ein degenerierter Nachfahr) der wahrhaft grossen Gottesmänner.

Wie hurtig ist doch jeweilen solch ein Urteil gefällt! und wie leicht spricht es sich durch Jahrzehnte hindurch nach! Dabei aber ist zu bedenken, dass solche kultische Handlungen Zeichen von etwas Grösserem sein wollen und tatsächlich auch sein können. Der Tempelzehnte ist ursprünglich das äussere Zeichen dafür, dass eigentlich die ganze Erde, mit allem, was darin ist, Gottes Eigentum wäre. Der Zehnte soll die Gläubigen daran erinnern, dass ihr Eigentum eigentlich nicht ihnen gehört, sondern ihnen von Gott anvertrautes Gut und Lehen ist. Und wenn sie nun gar mit dem Zehnten mogeln und Gott hintergehen, wie meisterlos und eigengesetzlich werden sie sich dann erst recht auf der ganzen Linie ihres Alltagslebens gebärden! Dieser Hinterzug der Tempelsteuer enthüllt den ganzen gottlosen Aufruhr dieser Frommen. Um dieser Zusammenhänge willen «bringet den Zehnten ganz in mein Kornhaus». Den Boten wegen dieser Antwort, in Verachtung alles «bloss Kultischen», einen Epigonen schelten kann nur, wer auch den Petrus einen Epigonen zu nennen wagt, weil er an Pfingsten ja den Fragenden auch einen ins Kultische hinein greifenden Rat erteilt, in dem «sie sich sollen taufen lassen zur Vergebung ihrer Sünden». Und was der Täufer am Jordan von den beunruhigten Massen verlangt, war denn das nicht auch die Forderung, nicht mehr zu betrügen und sich zur Wassertaufe im Jordan einzustellen? War der Täufer deswegen ein Epigone?

Bringet den Zehnten ganz in mein Kornhaus! Vernachlässigt den Gottesdienst und was zum Gottesdienst gehört, nicht länger! Sehet zunächst einmal da zum Rechten! Wir tun gerade als Evangelische gut, wenn wir unterm Lichte dieses Botenwortes unsere Gedanken über die Kirche einer ernsthaften Prüfung unterziehen. Es gibt ja tatsächlich Vorgänge im Leben einer Kirchgemeinde, die an sich unbedeutsam sein mögen, die aber doch verraten, in welcher Richtung «der Zug fährt», und dadurch auf einmal mehr Gewicht bekommen, als dass es auf den ersten Blick den Anschein hat.

So brach einst vor mehr als zwanzig Jahren in einer Kirchgemeinde des Bernbiets unversehens ein kleiner Kirchenstreit aus. Es handelte sich dabei um einen Taufstein. Dieser stand vorn in der Kirche inmitten des Chors und stand eines Tages einem Teil der Bevölkerung im Wege. Schliesslich wurde von einer tonangebenden Gruppe des Ortes verlangt, der Taufstein müsse transportabel gemacht werden, damit man ihn jeweilen bei Gesangsproben, Samariterübungen, Konzerten, Filmvorführungen und Genossenschaftsversammlungen in einer Ecke des Chors versorgen könne. Ein zweckmässiger und vernünftiger Vorschlag! Aber unerwarteterweise wird ein Teil des Kirchgemeinderates nachdenklich und widersetzt sich dem Vorhaben der Mehrheit der Bevölkerung. Dieser Widerstand löst eine allgemeine Empörung aus, Hohn und Spott ergiessen sich über die «kleinlichen und hässlichen Kirchenleute», die so borniert und starrköpfig sein können. Und doch stand die Gruppe in jenem Kirchgemeinderat, die sich der Volksmeinung widersetzte, im Sinne des Propheten Maleachi durchaus auf ihrem Posten. Wäre es nämlich sonst um jene Kirchgemeinde zum Besten bestellt gewesen, dann hätte das lästige Verkehrshindernis im Chor füglich jeweilen versorgt werden können, dem Gesuch hätte man mit einem gewissen Humor entsprechen dürfen. Aber nun war eben in jener Kirchgemeinde (und in welcher Kirchgemeinde etwa *nicht?!*) vorher schon allerlei verrutscht worden, unter anderem gab es dort Jahre, während deren das Abendmahl nur noch ein einziges Mal gefeiert worden war, so dass für jene Gruppe in jenem Kirchgemeinderat das Begehren der Bevölkerung zu einem Alarmzeichen werden musste, er konnte in solchem Begehren schliesslich nichts anderes mehr sehen als eine weitere Etappe, unterwegs zum völligen Abbruch der Kirche. Darum war es nicht kleinlich und stupid, sondern ein Zeichen später Selbstbesinnung und erfolgter Umkehr, war nicht Starrköpfigkeit, sondern schlichte Bekenntnispflicht,



endlich festzustellen, dass jetzt nicht weiter verrutscht werden dürfe. In diesem Sinn meint es auch Maleachi mit seiner Forderung: «Bringet den Zehnten ganz in mein Kornhaus.»

Gott allein weiss, wie manches in den letzten hundert Jahren innerhalb unserer evangelischen Kirche in falscher Beweglichkeit und Anpassung transportabel und verrutschbar gemacht worden ist. Gott weiss, wie manches ganz unmerklich nicht nur in die Ecke gestellt, sondern aus der Kirche hinausbefördert wurde. Die Zeit bis zum ersten Weltkrieg, von der Evangelischen Kirche aus gesehen, war ein einziger fortschreitender Abbau nicht nur kirchlicher Sitte, sondern auch christlicher Substanz. Kein Zweifel, die Kirche ist in die Ecke des Lebens, in den Winkel des Daseins verdrängt. Und dabei brauchte es, Gott sei es geklagt, nicht einmal vieler Gewalt von aussen, hat sich doch die Kirche selber nur zu willig und bereit zurückgezogen, bis dass schliesslich die Welt anfang, halbe und ganze Kirchen mit und ohne Einverständnis der kirchlich Verantwortlichen in Museen (Barfüsserkirche in Basel), Konzertlokale (Französische Kirche in Bern) umzubauen. Beispiele für Umbauten in Kinos liessen sich wohl in Amerika und Russland genügend finden. In dieser Situation sieht der Bote den Gottesdienst in Jerusalem. Darum das Gewicht seiner Forderung: «Bringet den Zehnten ganz in mein Kornhaus». Gott ist der Herr und ändert sich nicht. Er ist unwandelbar in seiner Güte und in seinem Ernst. Er will, nicht nur, aber auch im Kultischen, auch in den Gottesdiensten, der Herr im Hause sein.

## **Das siebente Gespräch: „Siehe, es kommt der Tag“**

*<sup>13</sup> Ihr führt freche Reden wider mich, spricht der Herr, und ihr fragt: «Was haben wir wider dich miteinander geredet?» <sup>14</sup> Damit, dass ihr sagt: «Es ist umsonst, dass man Gott dient. Was nützt es uns, dass wir seine Ordnungen eingehalten haben und dass wir in Trauer einhergegangen sind vor dem Herrn der Heerscharen? <sup>15</sup> Darum preisen wir nun die Übermütigen glücklich: Nicht nur gedeihen, die gottlos handeln, sie versuchen sogar Gott und kommen davon.» <sup>16</sup> So reden unter sich die Gottesfürchtigen; und der Herr hörte hin und merkte es sich. Und es ward vor ihm ein Gedenkbuch geschrieben für die, welche den Herrn fürchten und seinen Namen achten. <sup>17</sup> Sie sollen, spricht der Herr der Heerscharen, des Tages, den ich machen will, mein Eigentum sein; und ich will ihrer schonen, wie ein Mann seines Sohnes schont, der ihm dient. <sup>18</sup> Dann werdet ihr wieder schauen den Unterschied zwischen dem Gerechten und dem Gottlosen, zwischen dem, der Gott dient, und dem, der ihm nicht dient. <sup>19</sup> Denn siehe, es kommt der Tag, der brennen soll wie ein Ofen; da werden alle Übermütigen und Gottlosen Stroh sein, und der künftige Tag wird sie anzünden, spricht der Herr der Heerscharen, und wird ihnen weder Wurzel noch Zweig lassen. <sup>20</sup> Euch aber, die ihr meinen Namen fürchtet, soll aufgehen die Sonne der Gerechtigkeit, die Heil birgt unter ihren Flügeln. Und ihr werdet herausgehen und springen wie Kälblein aus dem Stall. <sup>21</sup> Und ihr werdet die Gottlosen zertreten; denn sie werden wie Asche sein unter euren Fusssohlen an dem Tage, da ich handle, spricht der Herr der Heerscharen. <sup>22</sup> Seid eingedenk des Gesetzes Moses, meines Knechts, dem ich am Horeb für ganz Israel Satzungen und Rechte aufgetragen habe. <sup>23</sup> Siehe, ich will euch senden den Propheten Elia, ehe denn da komme der grosse und schreckliche Tag des Herrn. <sup>24</sup> Der soll das Herz der Väter den Söhnen und das Herz der Söhne den Vätern wieder zuwenden, dass ich nicht komme und das Land mit dem Bann schlage. Maleachi 3,13-24*

Mit der Frage nach Gottes Liebe hat das Gespräch der verzagten Zeitgenossen mit dem prophetischen Boten begonnen; mit der Frage nach Gottes Gerechtigkeit bricht es nun ab. Diese Frage lag zwar von Anfang an über der seltsamen Diskussion, jetzt aber erhebt sie sich zum lauten Ruf, ja, und das ist wohl kaum von ungefähr: Ein leidenschaftlicher Schrei nach der Gerechtigkeit tönt uns am Schluss des letzten Buches im Alten Testament entgegen. Es ist hier fast, als ob der alte Hiob noch einmal aufleben wollte und seinen fragenden Finger gegen den Himmel streckte. Die Verzagtheit der Gemeinde ist nun derart notvoll ausgereift, dass der Gesprächspartner des Propheten die Gerechtigkeit resolut leugnet: Gerechtigkeit? Gibt es nicht! Man verweist Maleachi auf Tatsachen, die auf der Hand liegen; klar am Tag und jedermann sichtbar ist es doch, dass es den Frommen miserabel geht und den Gottlosen glänzend. Und aus diesen offensichtlichen Beweisen haben die enttäuschten Frommen nun auch bereits ihre trotzigsten Schlüsse gezogen. Wenn das so steht, wenn das Gute nicht belohnt wird und das Böse nicht bestraft, wenn es ja sowieso keinen Unterschied gibt, dann ist's doch gleichgültig, wie man lebt, was man tut und lässt: «Es ist umsonst, dass man Gott dient. Was nützt es uns, dass wir seine Ordnungen eingehalten haben und dass wir in Trauer einhergegangen sind vor dem Herrn der Heerscharen!» (14). Ja, sie gehen jetzt soweit, dass sie die Frevler in einer schauerlichen Seligpreisung beneiden: «Darum preisen wir nun die Übermütigen glücklich: Nicht nur gedeihen, die gottlos handeln, sie versuchen sogar Gott und kommen davon» (15). Welcher Gläubige kennt nicht derartige Schwächeanfälle, da man den völligen Verleider hat über den Lauf der Welt und trotzig denkt, Treu und Redlichkeit sei ein Verlustgeschäft, hingegen die Schlechtigkeit rentiere! Aber seien wir doch nicht zu unkritisch gerade den Eindrücken gegenüber, die «so klar am Tag» zu liegen scheinen; es ist nicht das gute Erz, das auf der Oberfläche liegt;

nach dem Guten muss man graben. Wir möchten auf solche Anwandlungen hin vorläufig die Antwort geben: Wenn *ein* Geschlecht, dann müsste das unsrige doch gemerkt haben, dass die Schlechtigkeit nicht rentiert. Wenn *einem* Geschlecht diese Lektion vor Augen geführt worden ist, dann müsste es doch das unsrige sein! Die Schlechtigkeit kann nicht rentieren aus dem einfachen Grund, weil Gott Gott ist.

Auf jene miesen Gedanken der Verzagten antwortet Gott durch den Boten: «Ihr führt freche Reden wider mich, spricht der Herr» (13). Sie weisen die Zurechtweisung entzündet zurück: «Was haben wir wider dich miteinander geredet?» (13). Sie haben ja nur übers Unrecht in dieser Welt und über die mangelnde Gerechtigkeit miteinander gesprochen und nicht über Gott. Aber eben: Wenn dieses Thema auf unserer Erde angeschlagen wird, dann horcht man im Himmel gleichsam auf. Wer hier von der Gerechtigkeit redet, der redet eben schon von Gott. Und wer die Gerechtigkeit anzweifelt, der zweifelt eben schon Gott an. Und wer an der Gerechtigkeit verzagt, ist schon an Gott verzagt; denn wer die Gerechtigkeit antastet, der tastet Gottes Ehre an. Denn das nimmt Gott auf seine Ehre, dass es eine Gerechtigkeit gibt. Ihr, die ihr euch Gedanken machen müsst darüber, dass es ungerecht zugeht in der Welt, es ist gut, dass euch diese Tatsache nicht gleichgültig lässt. Ihr, die ihr darunter leidet, wenn in dieser Welt die Ungerechtigkeit überhand nimmt und die Liebe in vielen erkaltet, leidet nur darunter! Es ist recht so. Und ihr, die ihr nach Gerechtigkeit hungern und dürsten müsst, hungert und dürstet nur! Nach Gerechtigkeit kann man nie genug lechzen! Aber nur eines meinete nie: dass ihr mit eurer Not allein dastehet, dass ihr darin von Gott verlassen seid; gerade das nicht! Gott macht sich auch Gedanken darüber, Gott leidet auch darum, längst vor euch hat er gehungert und gedürstet. Wenn einem die Gerechtigkeit nicht gleichgültig ist, dann ist er es.

Dass die Gerechtigkeit *das* Anliegen des Himmels ist, das wird uns klar aus der aufschlussreichen Tatsache, dass durchs ganze Alte Testament hindurch immer wieder die Rede geht von einem geheimnisvollen Tag, der einmal kommen wird. Es wird ein Tag des Gerichts sein, ein Verfalltag aller hängigen Schulden, ein Zahltag, da die Gerechtigkeit vor aller Augen offenbar werden wird. Und nun fällt auf, dass da im allerletzten Abschnitt des Alten Testaments die Aussagen über diesen Tag der Gerechtigkeit sich merkwürdig häufen. Als sollte unmittelbar vor Torschluss dieses Hauptanliegen des Alten Testaments noch einmal mit allem Nachdruck angemeldet werden, wird hier nicht weniger als fünf Mal der kommende Tag erwähnt. Auf diesen Tag hin hat sich Gott ein Gedenk- und Erinnerungsbuch angelegt. So wie der Grosskönig sein Notizbuch hat, in das er sich alle seine Beobachtungen aufnotiert, damit er nichts von dem vergesse, was an Wichtigem in seinem Reich vor sich geht, worin er sich gewisse Namen vormerkt, so hat Gott gleichsam die Geschichte seines Reiches in seinem Buch. An jenem Tag, da werden dann «die Bücher aufgetan und es wird Gericht gehalten». Es wird «ein grosser und schrecklicher Tag» sein. Er wird brennen wie ein Ofen brennt, und alle Übertreter werden dann Stroh sein. Die Abrechnung wird von einem solchen Radikalismus sein, dass «ihnen weder Wurzel noch Zweige gelassen werden». Und es wird ein Zertreten und Zerstampfen in Grund und Boden hinein stattfinden an jenem Tag. Dann wird man erkennen, welcher Unterschied sei zwischen Gerechten und Gottlosen (18,19).

Aber es steht dann in zwei kleinen Nachworten, die sich an dieses siebente Gespräch anschliessen, vor jenem Tage werde noch eine göttliche Mahnung ergehen. Tatsache ist, dass die Welt nicht ungemahnt gerichtet wird, und vor allem das Gericht, das am Hause Gottes beginnt, kommt nie unversehens. Gott wird als Mahner, Rufer und Aufrüttler den Elia schicken, bevor der grosse und schreckliche Tag

kommen wird, damit sich die Herzen der Glaubensväter den Kindern und die Herzen der Glaubenskinder den Vätern wieder zuwenden. Wer immer diese beiden Nachträge geschrieben hat, ob der Bote selber oder ein anderer Beauftragter nach ihm, eines scheint uns gewiss: Es ist Gottes unwandelbare Güte und Barmherzigkeit, die nicht will, dass wir ahnungslos ins Verderben schlittern, die vor jenem Tag noch solche Gelegenheiten der Besinnung und der Umkehr schafft. Wenn sogar im menschlichen Rechtsleben vor Verfalltagen Mahnungen üblich sind, sollte Gott, der den Menschen schuf, in seinen Gerichten unmenschlich sein? Erst wer diese letzten deutlichen Mahnungen wissentlich und willentlich überhört, der wird dann erfahren, was das heisst, wenn hier in der Schlussbemerkung steht, «dass Gott nicht etwa komme und das Land mit dem Bann schlage» (24).

«Mit dem Bann schlagen» — «schlagen»! so lautet das Wort im Alten Testament, das steht, bevor der Schlusspunkt kommt und die Bemerkung angebracht ist: «Ende des Alten Testamentes». Eine Faust zum Schlag erhoben ist das Letzte, das uns das Alte Testament zeigt. Man weiss, dass die Juden, wenn sie diesen letzten Abschnitt lasen, es nicht ertragen konnten, dass ihre Bibel mit einem solchen Worte schliessen sollte. Und damit nicht das Wort vom «in den Bann schlagen», das letzte sein müsse, pflegten sie in ihren Schulen den drittletzten Vers zuletzt noch einmal zu wiederholen, so dass dann in ihren Gottesdiensten das Alte Testament glücklich mit dem freundlichen Mahnwort schloss: «Seid eingedenk des Gesetzes Moses, meines Knechts, dem ich am Horeb für ganz Israel Satzungen und Rechte aufgetragen habe» (22). Es ist begreiflich, dass für Israel diese, mit dem Bannstrahl erhobene, schlagbereite Faust Gottes am Schluss ihrer Heiligen Schriften unerträglich werden konnte. Wir glauben aber, dass es einen Sinn hat, dass das Alte Testament gerade mit diesem Worte schliesst. So genau, so eifersüchtig genau nimmts Gott mit der Gerechtigkeit. Weil er das Recht lieb

hat und seiner nicht spotten lässt, darum kann er nicht anders, als seine Hand zum Schlag erheben. Wen wird sie treffen? Wen trifft sie nicht?

Aber nun heisst es von jenem Tag, auf den hier der Bote gleichsam mit allen fünf Fingern zeigt, noch etwas anderes, das man leicht zu wenig beachtet; und das macht ihn uns womöglich noch geheimnisvoller: Es sollen nämlich an jenem Tag nicht nur die Gerichtsbücher aufgeschlagen werden, sondern ausserdem auch noch ein anderes Buch, das im ganzen Alten und Neuen Testament auch immer wieder erwähnt wird, nämlich das Buch, in dem die Namen derer eingeschrieben sind, «welche den Herrn fürchten und seinen Namen achten» (16). Das ist das «Buch des Lebens». Es soll an jenem Tag eine Schonung ergehen. Es soll zwar geschlagen werden, ja, aber es soll dann auch geschont werden: «Sie sollen, spricht der Herr der Heerscharen, des Tages, den ich machen will, mein Eigentum sein; und ich will ihrer schonen, wie ein Mann seines Sohnes schont, der ihm dient» (17). Und nicht nur brennen wie ein Ofen brennt soll jener Tag, er soll auch leuchten wie die liebe Sonne: «Euch aber, die ihr meinen Namen fürchtet, soll aufgehen die Sonne der Gerechtigkeit, die Heil birgt unter ihren Flügeln» (20). Und es soll dann nicht nur Zertretene und Gerichtete geben, sondern auch solche, die tanzen und hüpfen vor Freude. Der Bote braucht hier ein Bild, das jeder Berner Bauer besonders gut versteht. Es ist das etwas gewagte Gleichnis vom lieben Vieh, das die Enge des Pferchs oder die Finsternis des Stalls verlässt und das, geblendet vom Licht und im Genuss der so ungewohnten Freiheit, in Übermut ausbricht. Es ist, als höre man hier zwischen den Zeilen einen Augenblick unser «Lustig use-n-usem Stall», wenn es heisst: «Und ihr werdet herausgehen und springen wie die Kälblein aus dem Stall» (20).

Welch seltsamer Tag, da ein Schlagen und ein Schonen zugleich ergeht, ein Zertreten und Tanzen in einem, ein Heulen und Jubel zugleich! Welch seltsamer Tag, der brennen wird

wie ein Ofen brennt und der zugleich wie die liebe Sonne leuchtet! —

Damit sind wir an dem Punkt angelangt, da wir nicht mehr selber auszulegen brauchen; es besorgt das jetzt ein anderer. Christus hat sich nämlich unter wiederholten Malen über diesen letzten Abschnitt des Alten Testaments geäußert. Wir sehen daraus, dass ihm diese Verse von besonderer Bedeutung waren. Wir blättern ein wenig ins Neue hinüber und erlauschen dort ein Gespräch, das Jesus mit seinen nächsten Jüngern führte, nach jener Nacht, unterwegs vom Berg ins Tal zurück: «Und sie fragten ihn und sprachen: Sagen doch die Schriftgelehrten, dass Elia muss zuvor kommen und alles wieder zurecht bringen; dazu soll des Menschen Sohn viel leiden und verachtet werden, wie denn geschrieben steht. Aber ich sage euch: Elia *ist* gekommen, und sie haben an ihm getan was sie wollten, nachdem von ihm geschrieben steht» (Markus 9,11-12). Bei Maleachi steht, Elia müsse noch kommen vor dem grossen und schrecklichen Tag; Christus sagt, Elia sei schon gekommen; folglich war Johannes der Täufer der Mann, «an dem sie getan haben was sie wollten». Der grosse und schreckliche Tag aber ist somit der Tag Jesu Christi. Es ist der Tag, den Zacharias schaut, und der greise Simeon, es ist der Tag, den der Täufer in nächster Nähe sieht. Der Tag, auf den alle Finger der Jahrhunderte zeigten und den alle Boten von Amos bis Maleachi meinen, ist der Christustag. Noch genauer: Der Tag, da ein Schlagen und ein Schonen zugleich ergeht, ein Zertreten und Tanzen in einem, ein Heulen und Jubel, der brennen wird wie ein Ofen brennt und der wie die liebe Sonne leuchtet, kann das ein anderer sein als eben der — Karfreitag?

Hier hat die am Ausgang des Alten Testaments zum Schlag erhobene Faust nun geschlagen, hier, wo wir nun singen: «Wer hat dich so geschlagen, mein Heil, und dich mit Plagen so übel zugericht?» Hier ist der Bannstrahl des göttlichen Gerichts niedergegangen, aber siehe, bevor er das Erdreich



erreichte, hat er Christi Haupt getroffen. So genau nimmts Gott mit der Gerechtigkeit im Himmel und auf Erden, und so genau nimmt er es zugleich mit seiner Liebe, dass er, um die Erde nicht so schlagen zu müssen, den Schlag lieber selber leidet, die niedersausende Faust lieber selber auffängt und Den schlägt, der von Ewigkeit her bei ihm ist. Und so hat Gott eine Schonung geschaffen. Weil die Gerechtigkeit an Christus vollzogen wird, darum gibt es jetzt Leute, deren Namen ins «Buch des Lebens» eingeschrieben sind, Eigentumsleute und Erben, die sagen können: «Das ist mein einziger Trost im Leben und im Sterben, dass ich meines getreuen Heilands, Jesu Christi, Eigentum bin.» Nach Gerechtigkeit und Liebe rufen die verzagten Zeitgenossen des Boten, nach Liebe und Gerechtigkeit geht ihr Verlangen: Hier ist die Liebe, die zugleich die Gerechtigkeit ist; und hier ist die Gerechtigkeit, die nicht aufhört, die Liebe zu sein; man suche sie an keinem anderen Ort. Darum, um der Liebe und um der Gerechtigkeit willen, steht in der Mitte unseres Christenglaubens so seltsam und so fremd, aber nun doch — gottlob! — eine Richtstätte; die Mitte, auf die wir im Glauben schauen, zeigt uns einen Strafprozess und einen Hingetrichteten. Darum ist unser Erlöser ein Gekreuzigter. Hier ist gesühnt. Wer an die Sühnetat des Gekreuzigten glaubt, der braucht sich nicht mehr zu fürchten vor jenem Tag, denn der «kommt nicht ins Gericht». Weder Gottes Liebe noch Gottes Gerechtigkeit ist zu einem andern Preis zu haben.

Nur eines ist am Verheissungswort des Boten jetzt noch nicht in Erfüllung gegangen: Das ist das Wort vom lieben Vieh, das hüpfen wird vor Freude über seine Befreiung. Dies Wort weist über den Karfreitag hinaus noch einmal nach einem Tag, den Gott bereiten wird, das wird der letzte, der «Jüngste Tag», sein, der Tag der Vollendung. Bis dahin wird noch einiges Wasser an unserem Münster vorbei die Aare hinunter fließen, noch etliche Tränen werden vergossen werden und noch viel Blut wird strömen; das heisst, die

Schar der Versöhnten wird noch allerlei Grund haben, über geschehenes Unrecht Leid zu tragen, zu hungern und zu dürsten nach dem neuen Himmel und der neuen Erde, in denen Gerechtigkeit wohnt. Eines aber wird bis zum Jüngsten Tag ein untrügliches Zeichen derer sein, die jetzt schon an den Gekreuzigten glauben und ihm angehören: Die Kirche, das heisst, die Schar der am Kreuz Gerichteten und Geretteten, wird in der Zeitspanne bis hin zum Jüngsten Tag stets da anzutreffen sein, wo man ans Recht glaubt; das heisst da, wo man nicht daran glaubt, dass die Schlechtigkeit rentiert. Sie wird stets auf der Seite derer stehen, die Unrecht leiden und das getrost und ohne Selbstbedauern. Sie wird sich immer denen entgegenstellen müssen, die sich ihr Recht ja sowieso nehmen und die geneigt und in der Lage sind, das Recht zu ritzen und zu biegen. Die Kirche des Gekreuzigten wird während dieser Wartezeit ein Anwalt der Witwen und des Waisenkindes sein, des Fremdlings im Tor und des Tagelöhners. Und sollte sie selber darüber in Schmach und Schande fallen und Unrecht leiden, dann wird sie sich im Unterschied zu den verzagten Zeitgenossen des Boten keineswegs beklagen, sie wird sich nicht einmal verwundern, «als widerführe ihr etwas Seltsames»; sie wird getrost wissen, dass es gleichsam in Ordnung ist so. Sie gehört eben zum Schmerzensmann und darf im Schutz und Schatten des Gekreuzigten schon ein klein wenig Kreuz tragen und dulden. Auf diese Weise trägt sie mit an der finsternen Nacht, die jetzt bleischwer noch über der Erde liegt; aber sie weiss, «die Nacht ist vorgerückt, der Tag ist nahe herbeigekommen» — der Tag! es wird zuletzt nicht eine Nacht sein, sondern ein Tag.

Auch das letzte Buch des Neuen Testaments hat ein letztes Wort. Dieses lautet dort:

«Komm, Herr Jesu! Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi sei mit euch allen! Amen.»